

Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: 5 (1997)

Artikel: Hotels und Dörfer : oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit
Autor: Kessler, Daniel
Kapitel: 3: Sozialer Alltag
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-821088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. Sozialer Alltag

Die ökonomische Abhängigkeit des Oberengadins von einer sehr spezialisierten Wirtschaft und von wenig beeinflussbaren, oft diffusen, aber durchaus wirksamen Rahmenbedingungen, lässt sich für die Zwischenkriegszeit an der Mehrsprachigkeit der Region, der 'Anderssprachigkeit' der Einheimischen besonders anschaulich darstellen. Auch die Gestalt und Geschichte einiger Institutionen nahmen im Hinblick auf die touristischen Gegebenheiten von St.Moritz Form an, gliederten und trugen aber ihrerseits die lokale Gesellschaft. Das Museo Engiadinais beispielsweise verfolgte gleichzeitig heimatschützerische Ziele und touristische Absichten. Es steht damit am Kreuzungspunkt zweier Interessen, deren Verträglichkeit es durch seine Existenz zu belegen scheint. Auf ihre Weise bewahrenden, dann aber auch innovativen Charakter haben andere lokale und regionale Institutionen: die Vereine der Gemeinden und der Talschaft verdanken ihre Existenz zum Teil der Hotellerie oder förderten sportliche Aktivitäten, die touristischen Interessen zugute kamen, sahen sich manchmal aber gerade durch die Konsequenzen des Fremdenverkehrs gefährdet. Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften in Vereinen knüpften das soziale Netz in den Gemeinden und im Tal noch enger, schufen gegenseitige Verpflichtungen und Abhängigkeiten, auf welche die Protagonisten sich jederzeit berufen konnten. Das gesellschaftliche Leben der einheimischen Bevölkerung stand noch da in enger Beziehung zum Tourismus, wo es durchaus nicht auf diesen Rücksicht zu nehmen brauchte. Umgekehrt wurden seine öffentlich sichtbaren Manifestationen auf ihre touristische Verwertbarkeit hin geprüft. Das passendste Beispiel für eine Nutzung einheimischer Traditionen zu gewerblichen Zwecken sind wohl die Schlittedas, welche auf Kalenderblättern oder Tourismusprospekten die bäuerliche oberengadinische Kultur und die Hotellerie gleichermaßen repräsentieren. Es geht in diesem Kapitel darum, an weiteren Bereichen zu zeigen, dass 'der Tourismus' und 'die engadinische Gesellschaft' nicht zwei getrennte Größen sind, die aufeinanderstossen: das Oberengadin und insbesondere St.Moritz sind ohne die Hotellerie und die von ihr abhängigen Gewerbe nicht oder nur ganz anders denkbar, und umgekehrt beeinflussten örtliche Gegebenheiten die Entwicklung der Hotellerie, der sie ein spezifisches Gesicht gaben.

Mehrsprachigkeit

Im Verhältnis zwischen der romanischen Sprache und der wichtigsten ökonomischen Aktivität ihrer Sprecher und Sprecherinnen wird rückblickend immer wieder der Grund für die 'Germanisierung' des Engadins gesehen. Im St. Moritz der Zwischenkriegszeit war die germanophone Bevölkerungsgruppe die zahlenmässig bedeutendste. Man bediente sich der deutschen Sprache deshalb an öffentlichen Anlässen wie an Gemeindeversammlungen und in den Sitzungen der kommunalen Behörden. In den Vereinen des Ortes war ebenfalls Deutsch die 'lingua franca', welche einheimische Romanen und zugewanderte Italo- und Germanophone miteinander verband. In romanischem Gebiet — zu welchem die Gemeinde immer noch zählte, obwohl weniger als ein Viertel der Wohnbevölkerung romanischer Zunge war — diente das ladinische Idiom der Kommunikation innerhalb einer Bevölkerungsgruppe, dann aber sofort auch der internen und von aussen vorgenommenen Kennzeichnung dieser Gruppe. Das Romanische funktionierte als Kriterium zur Unterscheidung engadinischer Eigentlichkeit von der Fremdheit der Gäste und der Andersartigkeit der Zuzüger, es wurde zum letztlichen und wichtigsten Kriterium engadinischer Identität¹. Romanischsprachigkeit war eine Legitimation dafür, sich in besonderem Masse als Einheimischer zu fühlen. Trotz der zahlenmässigen Verkleinerung des Anteils Romanischsprachiger an der Bevölkerung durch den Zuzug anderssprachiger Wirtschaftsmigranten war das Ladin im Oberengadin jedoch nicht einfach das Opfer des Tourismus. Es war nicht die Sprache einer einheimischen Minderheit, die gegen ihren Willen zwei- und mehrsprachig werden musste. Vielmehr wollten die Romanen aus wirtschaftlicher Notwendigkeit zweisprachig sein. Sie selbst hatten ja die touristische Entwicklung im Bewusstsein ihrer sprachlichen Majorisierung gefördert. Und die anderen Teile der Wohnbevölkerung, die hauptsächlich deutsch- und italienischsprachigen Zuzüger, waren nicht als Privilegierte gekommen, sondern als Arbeitssuchende, die auf Zeit oder auf Dauer hier zu leben versuchten. Das oberengadinische Romanisch, Putèr, war demnach nicht die Sprache einer kleiner werdenden, von kultureller 'Überfremdung' — das Wort wurde verwendet — bedrohten Gruppe, sondern einer kulturell, sozial und teilweise ökonomisch privilegierten Minderheit. Bei allem Bedau-

1 Der Begriff der 'Identität' hat seine Geläufigkeit in entsprechenden Zusammenhängen erst in den beiden letzten Jahrzehnten erhalten. In der Zwischenkriegszeit taugten Begriffe wie 'Latinität', 'rätoromanisches' oder 'ladinisches Volk' und 'Kulturgemeinschaft' oder 'Romanentum' aber ebenso gut, um — auf Deutsch oder auf Romanisch — Abgrenzungen gegen Aussen und Andersartiges oder Anderssprachige vorzunehmen und Gemeinsamkeiten im Innern festzustellen.

ern über die schwindende Bedeutung des Romanischen im öffentlichen Alltag des Oberengadins und vor allem der touristisierten Gemeinden mögen die Sprache und ihre gesellschaftliche Bedeutung gleichzeitig dazu beigetragen haben, die Romanen über jene wirtschaftlichen Entwicklungen hinwegzutrusten, die als unliebsam bewertet wurden. Das Ladin konnte — als kulturelles Rückzugsgebiet der 'richtigen' Engadiner — die Vorstellung einer ungebrochenen Kontinuität erzeugen, welche die raschen architektonischen, sozialen, politischen und anderen Veränderungen des Oberengadins zu kontrastieren vermochte.

Zahlen

Die Bestimmung der Beziehung zwischen Sprachsituation und Tourismus — welche in der 'Germanisierung' sicher ihren wichtigsten Aspekt findet, aber nicht den einzigen — ist nicht ganz einfach vorzunehmen. Zum einen, weil bloss wenige Quellen zum Thema existieren, zum anderen deshalb, weil die Beziehung selbst sich veränderte: zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Beteiligten wurde die Problemlage jeweils unterschiedlich formuliert und bewertet. So konnten die romanische Sprache und die Hotellerie in diametrale Opposition gebracht, erstere als Opfer der zweiten verstanden werden. Ihr Verhältnis konnte aber auch als neutrales oder sogar durchaus harmonisches gelten — dies beispielsweise dadurch, dass man sie nicht gleichzeitig thematisierte. Ausserdem schildern die mündlichen Auskünfte die Sprachsituation vor dem Zweiten Weltkrieg im Vergleich zu heute als noch relativ unproblematisch. Das ist deshalb möglich, weil das Romanisch unterdessen die Sprache einer noch kleineren Minderheit ist, weil sein Status in anderen Zusammenhängen thematisiert wurde, weil ökonomische und kriegerische Bedrohungen die sprachpolitischen Probleme relativierten oder weil sich umgekehrt auch in ihnen die grosse Politik darstellte.

Dass das Verhältnis zwischen den Sprachen ein sich änderndes und komplexes war, zeigen schon einige wenige Zahlen aus dem Kreis Oberengadin und der Gemeinde St.Moritz, wo das Romanische dem Druck vor allem des Deutschen am stärksten zu weichen hatte und in seiner quantitativen Bedeutung schon vor dem Krieg von 1914-18 ein erstes Mal auch hinter das Italienische zurückfiel, das seinerseits mindestens zwischen 1900 und 1914 die zahlenmässig stärkste Sprache im Ort war.

Tabelle 15: Anteile der Wohnbevölkerung nach Muttersprachen (absolute Zahlen und Prozentanteile) im Kreis Oberengadin und in zwei seiner Gemeinden.

Kreis Oberengadin

	1888		1900		1910		1920 ^a		1930		1941	
	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%
Total	4117	100	5429	100	8439	100	7885	100	10511	100	7525	100
Rom.	2474	60.1	2599	47.9	3196	37.9	—	—	3514	33.4	3039	40.4
Dt.	1190	28.9	1350	24.8	2620	31	—	—	4510	42.9	3115	41.4
Ital.	421	10.2	1265	23.3	2346	27.8	—	—	2212	21	1177	15.6

St. Moritz

	1888		1900		1910		1920 ^b		1930		1941	
	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%
Total	710	100	1603	100	3197	100	2614	100	3968	100	2418	100
Rom.	254	35.8	433	27	724	22.6	623	23.8	709	17.8	491	20.3
Dt.	278	39.1	475	29.6	1106	34.6	1314	50.2	1995	50.2	1277	52.8
Ital.	159	22.4	504	31.4	1155	36.1	573	21.9	1116	28.1	537	22.2

S-chanf

	1888		1900		1910		1920 ^a		1930		1941	
	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%	Abs.	%
Total	402	100	402	100	8439	100	523	100	512	100	7525	100
Rom.	356	88.6	331	82.3	351	76.8	—	—	396	77.3	376	81.2
Dt.	39	9.7	51	12.7	46	10	—	—	72	14	54	11.6
Ital.	7	1.7	20	5	58	12.7	—	—	44	8.6	27	5.8

a) Die Auswertung der ersten Volkszählung nach dem 1. Weltkrieg lieferte nur rudimentäre Angaben.

b) Angaben aus dem fE vom 14. Dezember 1920.

Die Bedeutung des Italienischen war wegen dem relativ hohen Ausländeranteil an der italophonen Bevölkerung nach dem Beginn der beiden Kriege jeweils am deutlichsten zurückgegangen. Auffällig sind die starken Schwankungen der Bevölkerung von St.Moritz in der Zwi-

schenkriegszeit überhaupt. Von 1920 bis 1930 nahm die Zahl der in der Gemeinde wohnhaften Personen um über 50% zu, sank dann am Schluss des nächsten Jahrzehnts aber wieder um fast 40%. S-chanf, wo die entsprechenden Bewegungen viel geringer waren, findet in Tabelle 15 deshalb Eingang, weil in dieser Gemeinde des Oberengadins die romanische Sprache das grösste zahlenmässige Gewicht behalten hatte. Touristisch kaum erschlossen, liegt die Gemeinde im unteren Teil des Oberengadins und weist also die grösste Distanz zu den Zentren der Hotellerie auf. Die gestiegenen Prozentzahlen der romanischsprachigen Bevölkerung von 1941 bedeuten hier aber durchaus nicht einen Umschwung der generellen Tendenz — die absoluten Zahlen der muttersprachlichen Romanen sanken ja weiter — sie spiegeln bloss die kriegsbedingte demographische Konjunktur, welche durch den Wegzug vieler Ausländer und nicht romanischsprachiger Schweizer gekennzeichnet war. Nach 1945 sollte sich die Situation rasch wieder verändern und weiter zum Nachteil des Romanischen entwickeln.

Die Diagnose des Rückgangs der romanischen Sprache und die Versuche zu ihrem Schutz, welche diese Zahlen stützen, geben aber bloss einen Aspekt der Sprachverhältnisse wieder. Und das Romanische seinerseits war eine unter verschiedenen Sprachen, die hier gesprochen wurden; jene zwar, welche eben noch die bedeutendste gewesen und es in verschiedener Hinsicht weiterhin war, aber eben bloss eine neben anderen. Auf der Ebene des Bezirks zum Beispiel, der engadinische und bergellische Bevölkerung zusammenfasst, war die Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit, die sich in den Versammlungen der Wahlmänner konkretisierte, welche das Zivilgericht des Bezirks bestellten: die deutschen, romanischen und italienischen Voten wurden nicht systematisch übersetzt, vielmehr rechnete man damit, dass die Deputierten der Gemeinden der drei Sprachen kundig waren. Und auf der Ebene der einzelnen Gemeinden war die Mehrsprachigkeit noch viel ausgeprägter: In St.Moritz wurden nicht bloss die Landessprachen gesprochen. Das Erscheinen einer deutschsprachigen 'Engadiner Post' erstaunte niemanden, und mit dem 'Engadin Express & Alpine Post' sowie 'The St.Moritz Post' verfügte St.Moritz sogar über (teilweise) anglophone, also für die Hotelgäste gedachte Publikationen. Und wenn die in Hinblick auf die Gästeschaft gedruckt wurde, so sei doch daran erinnert, dass die Volkszählung von 1920 unter der Wohnbevölkerung in der Gemeinde insgesamt 21 Sprachen zensierte (vgl. fE, 14. Dezember 1921).²

2 Die Herkunft der Hotelangestellten, von in anderen Betrieben des Tales beschäftigten Personen und von Gewerbetreibenden aus dem In- und Ausland ermöglichten

Bewertungen

Die Forderungen der bedeutenden italophonen Minderheit, welche vor dem Ersten Weltkrieg zur stärksten Bevölkerungsgruppe geworden war, an die Infrastruktur der Gemeinde St. Moritz wurden im Zusammenhang mit dem Schulwesen schon besprochen. Den Romanen, alle mindestens zweisprachig, war der schwere Stand ihres Idioms Teil ihres Selbstverständnisses. Forderungen, die sich aus dem zahlenmässigen Rückgang der muttersprachlichen Romanen ableiteten, wurden jedoch nur selten heftig vorgetragen, und auch dann im ausdrücklichen Wissen um die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Die Deutschsprachigkeit der Schule beispielsweise schien in St. Moritz eine Selbstverständlichkeit, die nur selten überhaupt der Erwähnung bedurfte. Ein Rückblick auf die Sprachsituation an der Gemeindeschule, der unter dem Titel 'Industrielle Verhältnisse und romanische Sprache'³ in der lokalen Presse erschien und die Germanisierung bedauerte, stellte die Situation gleich eingangs klar:

«Die industriellen Verhältnisse sind stärker als die ladinische Sprache, da hilft nichts», so äusserte sich eines Tages die 'Eng. Post', lokales deutsches Organ von St. Moritz, anlässlich der Stellungnahme der Bürgergemeinde gegen die Abschaffung des Schulunterrichtes in romanischer Sprache. Und auch der Korrespondent des 'Fögl' unterliess es nicht, auf diesen zweifellos sehr wichtigen Moment hinzuweisen, da wegen der auswärtigen Einwanderung andere Sprachen die Oberhand gewonnen hatten, so dass vor einer solchen überraschenden Erscheinung die Augen offen gehalten werden mussten.»

Darauf wird ein Artikel von Herrn Dr. Planta-Juvalta, Mitglied des kommunalen Schulrates, 'Über die Geschichte der romanischen Schule in St. Moritz' zitiert, welcher die lange schulische Leidensgeschichte des Romanischen nachzeichnet und unter anderem bedauernd vermerkt, dass auch die Protokolle des Schulrates ab 1905 ausschliesslich auf deutsch verfertigt wurden. Und während andere Gemeinden des Oberengadins nach zeitweiliger Umstellung wieder zur romanisch geführten Schule zurückgekehrt waren, unterrichteten die Lehrer in St. Moritz, nach Versuchen schon im letzten Jahrhundert, kurz nach 1900 endgültig auf deutsch. Bloss 2-3 Wochenstunden in der Unterstufe und 1-2 in den oberen Klassen, und das auch erst nach 1911, wurden in Putèr abgehalten.

«Die Schule in St. Moritz wurde zu Beginn des Jahrhunderts deutsch.

diese Sprachenvielfalt, die mehr war als eine bloss saisonale Erscheinung. Vergrössert wurde die Polyglottie des Oberengadins zusätzlich durch die Gäste.

3 'Relaziuns industrielas e lingua rumauntscha. (Davart la lingua rumauntscha a St. Murezzan.)', fE, 30. Oktober 1925.

Erschwert wurde der Stand des Romanischen dadurch, dass die zwei oder drei wöchentlichen Unterrichtsstunden für jene Kinder mit mindestens einem romanisch sprechenden Elternteil obligatorisch waren. Die anderen hatten frei. Und da lachten selbstverständlich die Kinder aus rein deutschsprachigen Familien. Den romanischsprachigen Schulkindern wurde ihre Muttersprache zu einer Verpflichtung, eben zu einem Schulfach. Einige von ihnen hatten vielleicht das Gefühl, sie würden dafür bestraft, dass sie Romanen sind. Mit Sicherheit bestand bei den Eltern ein Konsens, dass es wichtig war, die Kinder Deutsch zu schulen. Es war allen unvorstellbar, die Schulen anders als Deutsch zu führen. Eine romanische Schule hätte schlicht die Bedeutung geleugnet, welche die deutsche Sprache erlangt hatte: in der Hotellerie obnehin, aber dann auch in anderen Bereichen.»

Die romanischsprachige Informantin, welche hier zu Wort kommt, erinnert sich an die konkreten Schwierigkeiten, denen die romanische Sprache und die Bemühungen um ihren Schutz ausgesetzt waren. Die mangelnde schulische Attraktivität des Romanischen ist zwar kein Beweis für seine Unattraktivität überhaupt, aber sie zeigt, dass die romanische Sprache nicht bloss zahlenmässig, sondern auch in ihrer Bewertung durch nachfolgende Generationen in eine kritische Lage zu geraten drohte. Gleichzeitig richteten sich die deutschsprachigen Schulen in St. Moritz auf wirtschaftliche Realitäten aus, die für vordringlicher gehalten wurden. Ein Gewährsmann aus einer anderen stark touristisierten Gemeinde, in der Romanisch wieder zur Schulsprache der ersten Klassen gemacht worden war, beschreibt seine Schulzeit mit einiger Distanziertheit. Die Bewertung der Sprache, die er referiert, assoziiert sofort das soziale Gefälle in der Gemeinde, welches sich anhand der Beherrschung des Romanischen darstellt: *«Einer meiner Elternteile hat die Sprache gehasst wie die Pest. Nicht weil es Romanisch war, also nicht wegen der Sprache selbst, sondern weil die Dorfaristokratie immer so tat, als ob sie diese Sprache für sich gepachtet hätte und als ob es für uns eine riesige Ehre sei, Romanisch zu lernen oder lernen zu dürfen.»* Von der anderen Seite her formuliert die Frau eines Hoteliers dasselbe Gefälle so: *«Die Sprache war eine Grenze, durch welche die Einheimischen sich abgrenzen konnten. Allerdings wurde von den Deutschsprachigen auch erwartet, dass sie Romanisch lernen, dass sie sich für die Lebensart hier interessieren.»* Wichtig ist für die Situation des Romanischen im Oberengadin, dass die schwindende Bedeutung der 'einheimischen' Sprache durchaus nicht mit einer negativen Bewertung durch die Sprecher einherging. Als Sprache einer Minderheit zeichnete es wie in anderen Teilen Graubündens die Alteingesessenen aus und unterschied sie von Zugewanderten vor allem

aus deutschsprachigen Gegenden des Kantons und der Schweiz. Anders als in romanischen Tälern und Dörfern, wo der Tourismus nicht dieselbe Bedeutung erlangte und wo nicht ein intensiver Geldfluss und eine oft privilegierte Migration⁴ (vgl. Kaiser 1979 und 1985) die Entstehung einer kapitalkräftigen Oberschicht ermöglichte, konnotierte das Romanische in St.Moritz und anderen touristischen Zentren des Oberengadins aber eben nicht bloss Indigenität und deren Gefährdung, sondern Exklusivität und zum Teil sogar ökonomische Privilegiertheit. Und auch die gängige Gleichsetzung von Romanischsprachigkeit und bäuerlicher Subsistenz konnte im Oberengadin nur schwer vorgenommen werden, denn nur noch ein kleiner Teil der Romanen war hier in der Landwirtschaft tätig. 'Die romanischsprachigen St.Moritzer' erinnert sich eine Informantin

«waren meistens auch Bürger der Gemeinde und ökonomisch oft auf eine Weise am Tourismus interessiert, die nicht allen Einwohnern möglich war. Also nicht bloss als Arbeitskräfte, sondern mit eigenem Kapital. Damit riskierten sie gerade in der Zwischenkriegszeit viel, vorher und nachher war es aber meistens einträglich. ... Die Romanen in St.Moritz, die waren wie ein kleines Dorf im Dorf. Da kam man nicht leicht hinein, in diesen Kreis.»

Ob Alteingesessene auf diese Weise die Illusion pflegten, inmitten der grossen Bewegungen von Menschen, von Gästen, von Zu- und Abwanderern, einen Hort der Stabilität zu haben, oder ob ihnen daran lag, handfeste Privilegien zu verteidigen, spielt dieser Erinnerung ebenso wenig eine explizite Rolle wie die Tatsache, dass romanische Muttersprache nicht mit Wohlstand gleichzusetzen ist, dass die Gruppe der Romanischsprachigen im Oberengadin durch ein steiles soziales Gefälle charakterisiert war. Wichtig ist ihr der Eindruck einer klaren Gliederung der Wohnbevölkerung, die anhand sprachlicher Kriterien beschreibbar ist. *«Die ökonomisch bedeutenden romanischsprachigen Bewohner der Dörfer hatten meist auch das Bürgerrecht in der selben Gemeinde, in der sie wohnten»*⁵, betont auch ein anderer Informant. Romanischspra-

4 Allerdings ist zu bemerken, dass der ökonomische Erfolg dieser Migration im Engadin manchmal überschätzt wird, dass nicht alle Auswanderer reich wurden und die Wirtschaft in ihren Herkunftsgemeinden beleben konnten. Wichtig bleibt aber, dass die zeitweise Migration der 'randulins' positiv ins engadinische Selbstverständnis eingegangen ist. Möglich wurde das, weil die Migration eine hauptsächlich europäische blieb, weil sie möglichst unter Beibehaltung von Grund- und Immobilienbesitz im Engadin geschah, weil die Migranten und oft vor allem ihre Kinder, eben wie Schwalben, immer wieder einige Zeit dort verbrachten und so dem Tal nicht nur als Besitzer und Erben, sondern auch dank Beziehungen zu Einheimischen verbunden blieben.

5 Die Volkszählungen vermögen über die Richtigkeit dieser Behauptung keine Auskunft zu geben, sie widersprechen ihr aber nicht: Der Anteil der Bürger an der Wohnbevölkerung betrug 1930 in St.Moritz knapp 3% (1888:17,2%), jener an der

chigkeit war im Oberengadin, und besonders in seinen touristischen Zentren, nicht ein Stigma mangelnder Modernität und sozialer Rückständigkeit wie in anderen Teilen des Kantons, sondern ein Zeichen der Originalität und nachhaltigen Präsenz, der Gewichtigkeit und ihrer historischen Berechtigung. Der ladinischsprachige Teil der regionalen Oberschicht war sich nicht nur seiner Majorisierung klar, er wusste auch um die Vorteile seiner Situation als Minderheit und der Exklusivität seines sprachlichen Attributs. Gleichzeitig hatte die Sprache ihre Tauglichkeit selbstverständlich nicht verloren, als Kommunikationsmittel im engen Sinn war sie nicht überholt und als distinktives Merkmal hatte sie an Bedeutung gewonnen. Allfällige Bemühungen von Zugezogenen, sich die romanische Sprache — etwa durch den Besuch schon damals angebotener Kurse — anzueignen und sich ihrer zu bedienen, änderten nur wenig an der Gliederung der Gesellschaft nach sprachlichen Kriterien. Mit der Beherrschung der alten einheimischen Sprache wäre bloss eine Bedingung erfüllt gewesen, um eventuell Aufnahme zu finden im engen Kreis jener, die sich als den Kern ihrer Gemeinde verstanden.

Was den Zuzügern einigermaßen — aber wohl nie ganz — erlernt werden konnte, machte andere Unterschiede nicht wett; und auch wenn ihre Kinder die Romanischkompetenz von Einheimischen aufwiesen, blieben sie als Kinder Zugezogener identifizierbar: Konfessionelle Zugehörigkeit, die Familiennamen, die fehlende Bindung an den Ort durch Bodenbesitz waren Handicaps, die nicht oder nur sehr schwer (und im Verlauf von Generationen) aufzuholen waren. Ausserdem konnten entsprechende Anstrengungen anlässlich der Abstimmung über die Aufnahme einer Person oder einer Familie ins Bürgerrecht zunichte gemacht werden. Der Wunsch, zu den Einheimischen gezählt zu werden, bestand — die mündlichen Berichte über die noch lange Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg abgelehnten Gesuche um Aufnahmen ins Bürgerrecht sind jedenfalls zahlreich. Besonders die katholische Konfession sei in einigen Oberengadiner Gemeinden für Einbürgerungswillige lange ein Handicap oder sogar ein Hinderungsgrund gewesen. Der Sog der lokalen Gesellschaft war aber nicht so gross, dass kaum ein Zuzüger ihm hätte widerstehen können: Immigranten aus benachbarten Tälern konnten im Engadin wohnen und ein Selbstverständnis geltend machen, welches durchaus ohne Anpassungen an das lokale auskam. Dass auch ausländische Zuwanderer zwar im hiesigen

muttersprachlich romanischen Bevölkerung 16,2% (1888:20%). Für das Oberengadin belaufen sich die entsprechenden Werte auf 7,7 (16,7) und 23,1% (27,9). Zum Vergleich die Zahlen der ebenfalls touristisch bedeutsamen Gemeinden Pontresina: 12,5 und 54,6%, Sils: 8,3 und knappe 18%, sowie von S-chanf: 23,6 und 30,5%.

Leben eine auffällige Rolle spielen konnten, dabei aber nicht die vollständige Integration um jeden Preis anstreben mussten, sich also beispielsweise nicht einbürgern liessen, zeigt ausser den erwähnten Bemühungen um italienischsprachigen Unterricht an den Dorfschulen auch folgendes Beispiel: Von den sechs Mitgliedern des lokalen Skiclubs 'Alpina', welche 1928 an den im Ort durchgeführten olympischen Winterspielen teilnahmen, waren drei Italiener, die unter der Flagge ihres Heimatlandes antraten.⁶ Und auch Immigranten aus dem deutschsprachigen Unterland konnten eine durchaus pragmatische Haltung einnehmen zu ihrer neuen Umgebung, in die sie meistens nicht aus freien Stücken, sondern aus wirtschaftlicher Notwendigkeit gezogen waren und in der ihre Chancen auf eine rasche Karriere oft ohnehin klein waren. So erklärt der aus dem Unterland ins Engadin migrierte ehemalige Angestellte eines Bauernbetriebes, der einem Hotel angegliedert war, sein Verhältnis zur romanischen Sprache folgendermassen: *«Romanisch habe ich nicht gelernt. Ich brauchte es ja auch gar nicht. Die Einheimischen hier sprechen alle Deutsch. Italienisch zu können war oft nützlicher. Meine Kinder sprechen Romanisch. Das haben sie in der Schule und vorher schon beim Spielen mit den anderen Kindern gelernt.»*

Die Mehrsprachigkeit der Individuen war in der mehrsprachigen Gesellschaft des Oberengadins der Normalfall. Mindestens passive Romanischkenntnisse eigneten sich die Zuwanderer an, welche mit Romanen in regelmässigem Austausch standen. In den Fällen dauerhafter Zuwanderung in die Touristikzentren — sie stellten durchaus nicht die Regel dar — homogenisierten sich die Sprachkompetenzen in der zweiten Generation oft weitgehend. Die Romanen ihrerseits sprachen alle Deutsch, und zu grossen Teilen auch Italienisch: die italo-phonon Bevölkerungen zweier Südtäler Graubündens sind direkte Nachbarn, mit denen man seit jeher in engem Kontakt gestanden hatte. Zeitweilige Auswanderungen von Einheimischen ins mediterrane, ins nördliche und östliche Europa hatten deren Sprachkenntnisse auch sonst erweitert. Die Mehrsprachigkeit, die also nicht Ausdruck eines Bildungshungers war, entsprach arbeitstechnischen Notwendigkeiten. Die Hotelangestellten und einheimischen Unternehmer und Gewerbetreibenden, welche mit der internationalen Gästeschaft in Kontakt kamen, verfügten oft über mindestens leidliche Kenntnisse der englischen und der französischen Sprache. Von den Kutschern, die für die grossen Fuhrhalte-

⁶ Neben den Schweizern Eidenbenz, Mühlbauer und Kunz konkurrierten an dieser Olympiade folgende 'Alpina'-Mitglieder italienischer Nationalität: Luigi Bernasconi, Giovanni Testa und Vitale Venzi.

reien arbeiteten, wurden mindestens einer Auskunft zufolge keine Sprachkenntnisse verlangt. *«Die brauchten ja nicht mit den Kunden zu sprechen»*, erinnert sich ein Fuhrhalter, und ein Informant, der zeitweise als Kutscher tätig gewesen war, ergänzt: *«Wichtig war es, die Preise zu kennen. Notfalls konnte man die den Kunden auch gedruckt zeigen. Gesprochen habe ich mit denen nicht viel.»* Besonders für Skilehrer und Bergführer, die zum Teil ganze Tage mit einzelnen Hotelgästen verbrachten und ihnen Wissen und technische Fähigkeiten zu vermitteln hatten, waren Sprachkenntnisse aber ein wichtiger Vorteil in der Ausübung ihrer saisonalen Tätigkeiten. So ernst nahm man ihre Mehrsprachigkeit, dass Sprachunterricht angeboten wurde: *«Der Skilehrer-Verein St.Moritz hat eine begrüßenswerte Neubelebung erfahren, nachdem er bereits zwei Jahre nicht mehr in Aktion getreten ist. Er wird Sprachkurse für Englisch und Französisch durchführen.»* (eP, 4. Januar 1938)

Sprachgrenzen trennten das Engadin nicht von benachbarten Gebieten, von anderen Landesteilen und vom nahen und fernen Ausland, sie verliefen mitten durch die lokale Gesellschaft, durch Gruppen und Familien und schliesslich auch durch Individuen. Dabei nahmen sie einen neuen Charakter an. Muttersprachliche Zugehörigkeit entschied nicht über kulturelle Spezifität. Die in den touristischen Gemeinden des Engadins wohnhafte Bevölkerung war in eine Gesellschaft eingebunden, welche zwar die Zugänge zu Ressourcen und Erwerbsmöglichkeiten und zu freizeithlichen Betätigungen ungleich verteilte, die aber dennoch eng verknüpft war, in der sich fast alle Personen kannten und die in der Ausrichtung auf den Tourismus eine gemeinsame Perspektive fand. Sprachliche Unterschiede organisierten die Bevölkerung des Oberengadins, aber sie definierten nicht zum vorneherein die Möglichkeiten ökonomischer Aktivitäten im Tourismus und sie liessen nicht endgültig darauf schliessen, wie die Sprecher einer Sprache in die lokale Gesellschaft eingebunden waren. Ein Artikel im Fögl d'Engiadina vom 28. Oktober 1927 stellte die Frage, warum so viele zugezogene Italienischsprachige lieber Deutsch als Romanisch lernten. Und die Antwort, so der Artikel, sei die selbe wie für die Einheimischen, die als erste Fremdsprache ebenfalls Deutsch lernten:

«Wegen dem Handel und dem Alltag, die auf ähnliche Weise durch die Hotelindustrie bestimmt werden. Dennoch ist allein in den letzten Jahrzehnten ein grosses Fortschreiten der italienischen Sprache auch in ladinischem Gebiet zu beobachten. Und linguistisch sind wir im Engadin bald mehr oder weniger so weit, dass jedes Kind drei Sprachen spricht: Ladin, Deutsch und Italienisch. Schicksal peripherer Talschaften an der Grenze zu anderen Staaten. Die schweizerische Polyglottie ist in der ganzen Welt berühmt, aber als unantastbares und heiliges Erbe,

als kostbarste göttliche und menschliche Gabe betrachtet und empfindet das ladinische Volk in der Schweiz seine Muttersprache: Die romanische Sprache.›

Politisierungen

Innerhalb der Mehrsprachigkeit, die ein kulturelles Merkmal der oberengadinischen Gesellschaft auch der Zwischenkriegszeit war, nimmt das Romanische also eine Sonderstellung ein — dies trotz seiner Majorisierung und obwohl nur selten, wie im obigen Zitat, von einem romanischen Volk gesprochen wurde. Trotz der vielfältigen bisher genannten Schwierigkeiten, welchen die romanische Sprache begegnete, trotz einigen Anfeindungen, die ihr gerade deshalb zuteil wurden, weil sie sozial einen distinktiven Charakter hatte, war lokal ein Diskurs über die Sprache dominant, der den Rückgang des Romanischen bedauerte, in ihm ein Zeichen des Zustandes der oberengadinischen Kultur überhaupt vermutete und sich für eine Bewahrung des Romanischen stark machte. Die regionalen und innerbündnerischen Diskussionen um die Situation des Romanischen thematisierten das Verhältnis der verschiedenen Sprachen untereinander, indem historische und soziale Bedingungen und ihre Veränderungen beschrieben und gewertet wurden. Die Überlegungen zum Status des Romanischen im sich verändernden Sprachenpuzzle Graubündens erschöpften sich aber nicht im Feststellen der Bedrohung romanischer Idiome durch die Zunahme der Bedeutung anderer Sprachen und der Notwendigkeit zu Zwei- und Mehrsprachigkeit. Die romanische Sprache selbst und ihre Struktur wurden thematisiert. Besondere Aufmerksamkeit erhielten zeitweise die sie darstellenden Schreibweisen. Versuche einer Standardisierung des Schreibens sollten eine Sicherung der Stellung des Romanischen betreiben, indem ihm dadurch der Status einer 'richtigen' Sprache verliehen würde, und gleichzeitig helfen, die Eigenständigkeit des Bündnerromanischen zu wahren. Inmitten der Präsenz anderer Sprachen und ihrer fixierten schriftlichen Darstellungsweisen erhofften einige Romanen und Romanisten sich von der Regulierung der Schriftlichkeit eine Stärkung des Ladinischen (vgl. Velleman 1912 und Vital 1919). Und auch die Gegner einer Standardisierung der Orthographie, die sich durch die Regulierungsbestrebungen an die versuchte Schaffung einer romanischen Hochsprache im 19. Jahrhundert erinnert wähen konnten⁷ — obwohl der aktuelle Streit bloss um die Normierung der einzel-

7 Zu den Versuchen Gion Antoni Bühlers in den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts (und früheren) der Konstruktion einer allgemein verbindlichen romanischen Schriftsprache vgl. Billigmeier 1987:294ff. Aus engadinischer Sicht konnten die Stellungnahmen gegen eine Vereinheitlichung der ladinischen Schreibweise und

nen romanischen Idiome ging —, wollten die Eigenschaften des Romanischen bewahren; allerdings eben dadurch, dass die frei bleibenden Schreibweisen möglichst deutlich das gesprochene Romanisch ‘des Volkes’ wiedergeben.⁸ In einem Vortrag liess Ch. Pult diesen Plan darin gipfeln, dass er ‘Freiheit’ fordert, *«grösstmögliche Freiheit und dass jeder schreibt, wie er es weiss und wie er es kann.»* (1915:197) Beide Absichten, die Regulierung und die vergleichsweise Freiheit romanischer Texte, passten in ihre Zeit und beide behaupteten guten Gewissens von sich, sprachschützerische Absichten zu verfolgen. Das Bedürfnis nach Vereinheitlichung der Orthographie berief sich auf die Notwendigkeit der Standardisierung, welche einzig das Romanisch tauglich machen könne für die Anforderungen der Modernität. Und die Argumentation, nach welcher die Schreibweisen der romanischen Idiome durchaus eine Varianz aufweisen, sich durch Regionalismen und Lokalismen auszeichnen dürfen, nahm sich die mündliche Sprache zum Anwalt, darauf vertrauend, dass die Schriftlichkeit von der Nähe zu ihr eine Stärkung erfahre.

Die Bemühungen um das ‘richtige’ Schreiben des Romanischen konnten also sowohl eine Standardisierung zum Ziel haben als auch die in romantischer Tradition stehenden Versuche, die Schrift als der gesprochenen Sprache nachgebildete Organisation zu verstehen.⁹ Beide Strategien verfolgten aber sprachschützerische Absichten in einem viel weiteren als dem eben angegebenen orthographischen Sinn. Bei aller auch parteipolitisch, konfessionell und regional relevanten Gegensätzlichkeit waren sie sich darüber einig, dass das Romanische dem Druck widerstehen sollte, der es zurückzudrängen oder zu vereinnahmen suchte: Im Verlauf des Ersten Weltkrieges waren das Bündnerromani-

gegen die allfällige Schaffung einer Hochsprache auch als Darstellung der eigenen Situation im gesamtromanischen Kontext verstanden werden: In der Gegnerschaft gegen Vereinheitlichungsbestrebungen drückt sich die Tatsache aus, dass die Engadiner den zahlenmässig kleineren Teil der Bündnerromanen ausmachen als die romanischsprachigen Bewohner der Surselva und dass deshalb Befürchtungen bestanden, majorisiert zu werden. Beigetragen zur engadinischen Animosität hat auch die Vorstellung konfessioneller und in ihrer Verlängerung politischer Differenz zwischen dem Inn- und dem Vorderrheintal.

- 8 Vgl. dazu beispielsweise auch den Artikel von Chasper Pult, der unter dem Titel ‘Davart l’ortografia valladra ed otras chosas amo plü dalettaivlas’ (Über die Orthographie des Vallader und andere noch erfreulichere Gegenstände) im Fögl d’Engiadina erschien (Ausgaben vom 16., 23., und 30. August sowie vom 6., 10., 17. September und 1. Oktober 1918.)
- 9 Die ladinische Auseinandersetzung um die dort gesprochenen Idiome, die sich bis in die Dreissigerjahre fortsetzten und Auswirkungen auf der kantonalen politischen Ebene hatten, sind nachzulesen bei Billigmeier (1987:310f) — gleichzeitig wird dabei deutlich, wie aktiv die romanische Bewegung in der Zwischenkriegszeit war, in der (1939) auch das erste Faszikel des Dicziunari Rumantsch Grischun erschien.

sche und besonders die ladinischen Idiome Putèr und Vallader zum Gegenstand einer Auseinandersetzung geworden, welche in Italien formulierte Einschätzungen der sprachlichen Situation in Graubünden und in der Südschweiz zum Ausgangspunkt hatten. Es war vor allem die Rede des in Italien tätigen Schweizers Carlo Salvioni 'Ladinia e Italia' (1917), welche in Romanischbünden zahlreiche heftige Reaktionen bewirkte. Dass da irredentistische Absichten wahrgenommen wurden, liegt nicht bloss an der Empfindlichkeit romanischer Autoren und an der historischen und geographischen Situation Graubündens, denn Salvioni selbst definiert die Propagierung der italienischen Kultur — und also auch der italienischen Sprache — *«als Recht und Pflicht der Italiener in der Schweiz [und] als Recht und Pflicht der Italiener des Reiches»*. (1917:35) In rascher Folge nahmen Chasper Pult (1917), Robert von Planta (1917) und der Romanist Jakob Jud (1917) noch in deren Erscheinungsjahr Stellung gegen Salvionis Ausführungen zur nahen Verwandtschaft der engadinischen und anderer bündnerromanischer Idiome mit der italienischen Sprache.¹⁰ Die Autoren folgten in ihren Widerlegungsversuchen jeweils Salvionis Ausführungen, der eine philologische und historische Argumentation vorgelegt hatte, um den 'lombardischen' Charakter des Bündnerromanischen nachzuweisen. Aber die Frage, ob beispielsweise das Plural-'s' der romanischen Idiome Bündens diese vom Italienischen so stark unterscheidet, dass von zwei Sprachen gesprochen werden müsse oder nicht, meint immer ganz direkt politische Verhältnisse und die Realisierung entsprechender Absichten. Pult beschliesst seinen Artikel mit der Aussage, dass es zwischen Martina (zuunterst im Engadin) und Tschamutt (zuoberst im Rheintal) nicht *«einen der unseren»* gibt, der nicht mit seiner ganzen Seelenkraft sich gegen die Bedrohung der geistigen ('ideala') Freiheit wehrt. Auf diese Weise wurde eine territoriale und kulturelle Eigenständigkeit behauptet, die sich historisch und mythisch zu vermitteln versuchte: *«Das tun wir nicht, weil wir andere verachten, sondern einfach weil wir Romanen sind, waren und bleiben wollen, immer Romanen, treue Romanen, unserer grossen Ahnen würdig.»* (1917:9) Sein Einstehen für eine variable Orthographie vermischt sich mit der Vorstellung einer romanischen Essenz, die es zu bewahren galt und die ihren letzten Grund in der gemeinsamen Sprache haben sollte. Kürzer, aber im

10 Die Diskussion um den linguistischen Status des Romanischen hatte allerdings schon vor dem Ersten Weltkrieg eingesetzt und Publikationen veranlasst. Von Planta hatte 1915 in den *Annalas de la Societad retoromantscha* Melcher und Battisti widersprochen, welcher letzterer *«ohne jede Beweisführung dasselbe behauptet»*, nämlich dass das Bündnerromanisch ein lombardischer, also italienischer, Dialekt sei. (Jud 1917:132) Und Peider Lansel hatte 1913 auf einen Artikel Salvionis von 1912 reagiert.

selben Sinn — und auf Italienisch! — beschliesst von Planta seinen Widerspruch gegen Salvioni: *«I Grigioni faranno da sè!»* (1917:15).

Die Eigenständigkeit der romanischen Sprache und der Romanen gegenüber dem Italienischen, vor allem aber die politische Distanz zum italienischen Staat, verteidigt auch Jud, der die gemeinsamen Wurzeln der neolateinischen Sprachen durchaus betont, daraus jedoch andere Schlüsse zieht als die irredentistische Linguistik:

«Aber in den letzten anderthalb Jahrtausenden sind, wie die Spanier, Franzosen, Rumänen, auch die Bündnerromanen mündig geworden: ihnen, die unter harten Entbehrungen und geistigen Kämpfen sich die Selbständigkeit gegen ihre östlichen und südlichen Nachbarn erstreiten mussten, heute geistige und sprachliche Bevormundung anzubieten, kann nur der versuchen, der die politische, geistige und sprachliche Geschichte der Bündnerromanen völlig verkennt.» (1917:143).

Die Verhältnisse waren auch insofern kompliziert, als beispielsweise Salvioni die Romanen auf die Gefahren hinwies, welche ihnen von der zunehmenden Bedeutung des Deutschen drohte. Sein Ziel war also nicht einfach die Italjanisierung des Romanischen, sondern dessen Latinisierung. Und der Vorschlag, das Italienische zur Schriftsprache aller Rätoromanen zu machen, erhält seine Brisanz aus den konkreten politischen Umständen, in denen er vorgetragen wurde. Er stört nicht so sehr, weil überhaupt eine andere Sprache als das Romanische für den schriftlichen Gebrauch empfohlen wurde — das Deutsche hatte diese Funktion ja in vielen Bereichen längst übernommen: *«Geschrieben habe ich Romanisch nur in Briefen innerhalb der Familie, und auch da nicht immer. Deutsch oder Italienisch zu schreiben lag mir viel näher.»* So drückt eine Informantin ihr Verhältnis zu ihrer Muttersprache aus, das eben ein spezialisiertes war, dem Romanischen zum Vorneherein gewisse Bereiche zuwies, es aus anderen aber mit Leichtigkeit wegdenken konnte.¹¹

Die bedrohte Eigenständigkeit der romanischen Sprache — und in ihrer Verlängerung: der romanischsprachigen Teile Graubündens und des Kantons überhaupt - wurde logischerweise auch im Zusammenhang mit dem Tourismus formuliert. In seinem kurz vor dem Zweiten Weltkrieg verfassten Rückblick auf das Problem, formuliert Alig die Verhältnisse, indem er die fortschreitende Germanisierung als Tatsache darstellt, die eine Änderung im Sinne einer Italianisierung ausschliessen. Die romanische Sprache wird dabei allerdings zur vernachlässigbaren

11 Peider Lansel bestätigt diese Sicht auf das Deutsche, wenn er sagt: *«Die wirkliche und eigentliche Schriftsprache ist tatsächlich das Deutsche. Wer Kultur hat und liest: Pfarrer, Ärzte, Advokaten, Ingenieure, Lehrer, wurde unter Deutschsprachigen geschult, kann Deutsch und bedient sich dieser Sprache mit Vorliebe.»* (1913:6)

Grösse, deren Schicksal aus wirtschaftlichen Gründen schon entschieden ist:

«Völlig in die Defensive gedrängt sieht sich das Rätoromanische in den Zentren des Fremdenverkehrs, deren Besucher in den weitaus meisten Fällen nicht dazu gelangen, die 'Landessprache' an ihr Ohr dringen zu hören. ... Für die im Süden eingebüsstten Wirtschaftsquellen und Beziehungen versprach der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit voller Wucht einsetzende Fremdenverkehr einen gleichwertigen Ersatz zu bieten. Der Hauptfremdenzustrom aber ergoss sich von Norden her. Seine Begleiterscheinungen, namentlich seine Einwirkung auf die sprachliche Entwicklung Graubündens, sind bekannt, und alle italienischen Kassandrarufer über die gefährdete rätische Latinität oder gar Italianität sind nicht imstande, die durch die politische und wirtschaftliche Geschichte der letzten 150 Jahre herbeigeführte Lage zu ändern.» (1938:342f)

Aus romanischer und engadinischer Warte wurde zur selben Zeit ebenfalls die Zwangslage betont, in der sich die bündnerische Hotellerie befinde; des über wirtschaftliche Notwendigkeiten geschehenden Einflusses auf die romanische Sprache war man sich durchaus bewusst:

«Auch ökonomische und andere Interessen zwingen uns nicht selten zu Kompromissen. Unsere Hoteliers z.Bsp. wenden sich mit ihrer Werbung erst in letzter Linie an uns Romanen. Sich zu Werbezwecken unserer Sprache zu bedienen ist für sie schon ein nicht unbedeutendes Opfer. Wir dürfen von denjenigen — es sind nicht wenige — die bereit sind, uns entgegenzukommen, nicht verlangen, dass ihre Propaganda eine Form annimmt, die sie ganz und gar unnütz macht.» (Pult 1941:9f)¹²

Die romanische Elite, die sich schriftlich zur Situation ihrer Muttersprache äusserte, beschäftigte sich mit dem Verhältnis zwischen den in Graubünden und in den angrenzenden Gebieten gesprochenen Sprachen und stellte immer wieder fest, wie sehr das Romanische zwischen Fronten geraten war und dabei vor allem auf lexikalischer und syntaktischer Ebene von den Nachbarsprachen Italienisch und Deutsch beeinflusst wurde. Der Druck, den die beiden Sprachen ausübten, hatte

12 Die wirtschaftliche Notwendigkeit, auf die Bedürfnisse der Hotellerie Rücksicht zu nehmen und die Interessen der Romanen bisweilen hintanzustellen, wurde besonders klar, als die Gemeinde Celerina darüber zu befinden hatte, ob sie ihren offiziellen Namen allenfalls romanisieren wolle. Unter dem Titel "Ein Wort zur Nomenklatur" schilderte der örtliche Korrespondent in der Engadiner Post vom 21. Januar 1937, was bei einer Änderung der Gemeindebezeichnung geschehen würde: «Nehmen wir nun an, die Gemeinde würde ihren 600 Jahre alten Namen, unter dem sie geraume Zeit als Hort klassischen Romanentums bekannt war, und unter dem sie sogar zum Kurort sich entwickelte, plötzlich abschaffen. Da müssten wir mit der Reklame von vorne anfangen, denn wo Schlarigna liegt, weiss man wohl in und noch ausserhalb der 'Lia Rumantscha', nicht aber in London, Paris, Berlin und Rom. Bis ein neuer Kurort in der weiten Welt einigermaßen bekannt ist, vergehen Jahre und Jahrzehnte. Unterdessen könnte uns auch der finanzielle Schnauf ausgehen.»

jedoch einen je verschiedenen Charakter: Deutsch war die wichtigste Fremdsprache für die Romanen, die in einem Kanton und in einem Land mit deutschsprachigen Mehrheiten wohnten. Deutsch war die Sprache, welche das Romanische in den meisten Teilen Graubündens majorisierte und deshalb immer wieder zum Anlass des Bedauerns über den Rückgang des Romanischen wurde. Obwohl die soziale und wirtschaftliche Übermacht der deutschsprachigen Mehrheit das Romanische am effizientesten marginalisierte und obwohl der Einfluss des Deutschen besonders auf die romanischen Idiome der Surselva und Mittelbündens als sehr gross veranschlagt wurde, waren es die Italianismen, welche in der Zwischenkriegszeit am meisten Aufmerksamkeit erhielten und die heftigsten Stellungnahmen bewirkten. Die Versuche, das Romanische dem Einfluss des Italienischen zu entziehen, geschahen aber eben vor dem Hintergrund der romanischen Befürchtungen, dass die Politik Italiens sich die Betrachtungsweisen irredentistischer Linguisten zu eigen machen und die Verwandtschaft des Italienischen und des Romanischen im äussersten Fall durch veränderte Grenzziehungen darstellen könnte. Die Versuche, das engadinische Romanisch von italienischen Einflüssen zu säubern, hatten es unter anderem deshalb nicht leicht, weil seit der Bibelübersetzung von Vulpius und Dorta aus dem Jahre 1678 eine Tradition bestand, das geschriebene Romanisch durch eine grössere Nähe zum Italienischen vom gesprochenen Idiom und seinen Lokalismen abzusetzen. Ausserdem hatten die Rückwanderer, welche manchmal in der zweiten oder dritten Generation in Italien gelebt und Romanisch im italophonen Kontext gelernt hatten, ihre stark italienisch beeinflussten schriftlichen Spuren hinterlassen. Auch der Autor Peider Linsel, der mit seinem 'Ni Italians, ni Tudais-chs' von 1913 die Formel geliefert oder gefestigt hatte, welche die Stellung der Rätoromanen zwischen ihren sprachlichen Nachbarn angab und verteidigte — ist ein Beispiel für die in Italien erzogenen Romanischbündner.

Die Verteidigung der romanischen Sprache gegen Einflüsse und Ansprüche aus Italien bewirkte Stellungnahmen, welche die Distanz und den Selbstbehauptungswillen zwar deutlich anzeigten. Sie geriet dabei aber zum Teil in Positionen, welche sie unter anderen (politischen) Umständen nicht eingenommen hätte: Der Einfluss und die Gefährdung, welche von der deutschen Sprache ausgingen, wurden oft eher vernachlässigt oder blieben gänzlich unerwähnt. So dringend schien die Notwendigkeit, sich vor der Bedrängung durch das Italienische zu schützen, dass die weiter fortschreitende Germanisierung für den Moment vergessen wurde. Die reaktiven Stellungnahmen der romanischen Intelligenz werteten wirtschaftliche, politische und soziale Beziehun-

gen weit höher als sprachliche, die kantonale und die nationale Einheit, die mit Eigenständigkeit und Autonomie gleichgesetzt wurden, waren der gewichtigere Wert als die sprachliche Verwandtschaft mit Italien. In dieser Sicht der Dinge gewinnt die Ablehnung eines Ausbaus des italienischen Angebotes an den Schulen der Gemeinde St.Moritz eine neue Bedeutung: sie war auch als politische Stellungnahme zu verstehen gegen den Bedeutungsgewinn der italienischen Sprache. Das soziale Gefälle und die politische (Abwehr-)Haltung, die kommunalen Verhältnisse und die internationalen Verstrickungen, welche sich am Bestehen auf der deutschsprachigen Schule gleichzeitig darstellen liessen, macht das Romanische zum Indikator für die Wirkung, welche der Gang der europäischen Geschichte auf das Engadin zeigte. Es waren diese Verstrickungen, welche die Sprachpolitik zur nationalen Aufgabe machten. In einer Gegenbewegung zur Gefährdung der nationalen Einheit erlangte das Bündnerromanische kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, in einer eidgenössischen Abstimmung vom 20. Februar 1938, den Status einer Landessprache. Dieser Schritt verpflichtete die eidgenössische Verwaltung zu nichts, gab dem Bund aber die Möglichkeit, den *«nationale(n) Wert des Romanischen ... gesetzlich»* anzuerkennen und war ein Element der sich häufenden Anstrengungen für die geistige Landesverteidigung.¹³ Mit der Erhebung des Romanischen in den Stand einer Landessprache war auf der obersten politischen Ebene der Schweiz ein wichtiges Zeichen gesetzt: die Einbindung Graubündens und seiner romanischsprachigen Bevölkerung in die Eidgenossenschaft war betont und formal bestärkt worden.¹⁴ Die Anerkennung der Sprache war also

13 Liebeskind 1936:14, vgl. auch Liebeskind 1938. Kurz vor der Abstimmung hatte sich auch Jakob Jud wieder zu Wort gemeldet, um noch einml den eigenständigen Charakter des Romanischen zu betonen (vgl. eP, 22. und 25. Januar 1938).

14 Die Wichtigkeit dieses Schrittes wurde auch dadurch unterstrichen, dass zwei Tage nach der Abstimmung in der regionalen Presse ein Artikel erschien, welcher die 'antiromanische Propaganda' entlarvte, wie sie vor dem Urnengang in St.Moritz aufgetaucht war, indem er sie als faschistische darstellte: «Wie wir von der Bundesanwaltschaft erfahren, ist der amtlichen Untersuchung über die Herkunft des Hetzblattes gegen die romanische Sprache soeben der Nachweis gelungen, dass das Pamphlet 'Fratelli d'Italia' entgegen seinem Inhalt nicht in der Schweiz hergestellt worden ist, sondern aus Italien stammt. Ausserdem ist der Bundesanwaltschaft der Nachweis gelungen, dass das Hetzblatt gegen die romanische Sprache inhaltlich vollständig mit einer anlässlich des 16. fascistischen Jahresbeginnes (22. Oktober) in der Schweiz verbreiteten Broschüre übereinstimmt, die sich an die 'Ladini dei Grigioni e Ladini del Regno' wendet. Das jetzige Pamphlet ist lediglich ein Auszug aus jener Broschüre, welche von dem berühmtesten Italiener Rebora stammt. Um den Eindruck zu erwecken, dass das elende Machwerk aus der Schweiz und von einem schweizerischen Verfasser stamme, wurde es in grosser Auflage von italienischen 'Touristen' nach St.Moritz gebracht und von dort am 30. und 31. Januar in verschlossenen Briefumschlägen versandt. Um dieses Bubenstück zu vervollkommen wurde das Flugblatt von St.Moritz aus sogar an die in Italien lebenden schweizerischen Romanen versandt!» (eP, 22. Februar 1938)

nicht nur um ihrer selbst und ihrer Sprecher willen geschehen. Die Abstimmung visierte Ziele der Innen- und der Aussenpolitik an: im unstablen Europa — weniger als ein Monat nach dem Urnengang erfolgte der 'Anschluss' Österreichs ans Reich; auch in St. Moritz wurden seit 1938 Verdunkelungsübungen durchgeführt — sollte der innere Zusammenhang der Schweiz und seine internationale Stellung gestärkt werden. In den romanischsprachigen Gebieten freute man sich über den Ausgang der Abstimmung und die damit verbundene Wertschätzung und fühlte sich unterstützt in den Bemühungen um die Erhaltung des Romanischen. Konkretisiert haben sich diese Bemühungen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg beispielsweise in der Gründung der Fundaziun Planta in Samedan (vgl. Pult 1947).

Neben dem grossen und wichtigen Ereignis der Anerkennung des Romanischen als Landessprache waren es immer wieder kleine Schritte, Anpassungen und Romanisierungen, welche den romanischen Charakter der Dörfer des Oberengadins betonen sollten. So wurden 1921, als St. Moritz seine Strassen benannte, ausschliesslich romanische Bezeichnungen gewählt, welche sich hauptsächlich an die bestehende Toponomastik anlehnten (vgl. fE, 28. Januar 1921). Eine Änderung im gemischtsprachigen Alltag des Oberengadins bewirkte die neue formale Stellung des Romanischen aber selbstverständlich nicht. Die zwei- und mehrsprachigen Engadiner bedienten sich ihrer Muttersprache weiterhin in ausgewählten, vielen intimen, familiären und eher halböffentlichen Situationen und passten sich in den Kontakten mit im Engadin wohnhaften Personen und Gästen, die nicht romanischer Zunge waren, sprachlich an. Die im wirtschaftlichen Alltag gebräuchlichen Sprachen waren weiterhin Italienisch und Deutsch. So selbstverständlich und unabänderlich schien diese Mehrsprachigkeit zwischen den beiden Weltkriegen, so klar auch die Wahl einer Sprache in bestimmten Situationen, so klar also ihr jeweiliger Anwendungsbereich, so unstabil gleichzeitig die ökonomische Lage, dass ein allfälliges Bewusstsein um die Gefährdung des Romanischen oft hinter andere, dringendere Überlegungen zurücktrat:

«Die Sprachsituation war nur eines unter vielen Problemen. Klar: manche Romanen bedauerten die geringer werdende Präsenz des Putèr. Aber die finanziellen Probleme drückten viele doch stärker als die Frage nach der Zukunft des Romanischen. Natürlich wurde von eifrigen Verfechtern und Schützern ihrer Sprache das Romanische fast über alles gestellt. Aber das war halt oft einfach so eine Redensart. Essen, das tat man auf deutsch und auf romanisch gleich. Ich muss ja nicht aufhören, meine Muttersprache zu benutzen. Mir tut es manchmal auch weh, zu sehen, wie sehr das Romanische aus vielen Bereichen verschwunden ist,

wie es auf den Strassen und in den Restaurants praktisch nicht mehr zu hören ist. Aber ich weiss einfach nicht, was man dagegen tun sollte. Und vor dem Krieg, da war es noch schwieriger, etwas zu tun, eben weil die Krisen der Hotellerie alles andere überschatteten.»

Hier wird vom Informanten aus St.Moritz nicht auf eine romanische Kultur gepocht, die es vor Gefährdungen oder sogar vor dem Verschwinden zu schützen gilt. Der Sprecher weiss, dass er nicht eine Sprache verliert, er bedauert aber die Verdrängung des Romanischen aus wichtigen Teilen des kollektiven Alltags. Gefährdet ist da nicht eine Kultur; was sich geändert hat, sind die Zahlenverhältnisse der innerhalb dieser Kultur gesprochenen Sprachen und ihre in der Öffentlichkeit hörbare Präsenz. Die Bewohner des Engadins unterschiedlicher Muttersprache bilden eine Gesellschaft, die nicht so heterogen ist, dass von unterschiedlichen Kulturen die Rede sein könnte. Die Kultur, welche das Leben im Engadin der Zwischenkriegszeit organisierte, war allerdings eine, die extreme interne Unterschiede und Spannungen zu integrieren hatte. Dennoch wurden interne Differenzen in der oberengadinischen Gesellschaft öffentlich sichtbar, beispielsweise an der gebauten Umwelt und an ihrer für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen unterschiedlichen Zugänglichkeit.

Öffentlicher Raum

Ein ebenso deutliches Merkmal der engadinischen Gesellschaft wie das Ladin und wie die Mehrsprachigkeit ist die Architektur. Ihren beiden berühmtesten Vertretern, den Hotelbauten und den Bauernhäusern, wurde und wird viel Aufmerksamkeit zuteil. Die Phase der grossen Hotelbauten war mit Beginn des Ersten Weltkriegs zwar abgeschlossen: die letzten grossen Hotels, welche gebaut und eröffnet wurden, sind das Suvretta, Chantarella und das Carlton in St.Moritz (alle 1912), das Hotel Castell in Zuoz (1913) und das Hotel Rosatsch in Pontresina (1914). Aber auch in der Zwischenkriegszeit wurde in St.Moritz gebaut, spielten architektonische, bauunternehmerische und raumplanerische Fragen eine Rolle. Die Probleme öffentlichen und privaten Bauens wurden am Beispiel der St.Moritzer Gemeindeschule schon erwähnt. So wichtig war dieser Bereich in der Gemeinde, dass er 1934 durch ein neues, detaillierteres Baureglement samt Ausführungsbestimmungen organisiert werden musste, welche das alte Reglement von 1908 ersetzen.

Bauwesen

Zu regulieren war auch die vor allem durch den privaten Fahrzeugverkehr komplizierte Nutzung des öffentlichen Raumes, der immer knapper wurde. Die Gemeinde übernahm hauptsächlich mit dem Bau und Ausbau von Strassen Anpassungen der Infrastruktur an die sich verändernden Gewohnheiten der Gäste und an die neuen Transportmöglichkeiten für Güter, die sich dem Gewerbe besonders durch die Lastwagen eröffneten. Die eher engen Verhältnisse im Dorf erschwerten solche Anpassungen und machten sie gleichzeitig um so dringender. Der politischen Gemeinde oblag verschiedentlich die heikle Aufgabe, durch Kauf oder Enteignung von Grundstücken Verbesserungen zu schaffen. Sie lief dabei Gefahr, die eigenen finanziellen Möglichkeiten stark zu strapazieren. Der Vorschlag des Gemeindevorstandes, durch Einführung einer Liegenschaftssteuer die im argen liegenden Gemeindefinanzen einigermaßen zu sanieren, wurde bei 95%iger Stimmbeteiligung im März 1932 mit 270 gegen 161 Stimmen abgelehnt (vgl. eP, 15. März). Als die Vorlage im Juli 1934 erneut zur Abstimmung kam, wiederholten sich dieselben Diskussionen; und es waren die selben Personen und Interessenvertretungen, welche sich am Abstimmungskampf beteiligten. Besonders aktiv traten in der Presse und durch die Veranstaltung einer Podiumsdiskussion der Hotelier- sowie der Handels- und Gewerbeverein der Gemeinde gegen das Projekt an. Dennoch fiel das Resultat der erneuten Abstimmung diesmal positiv aus, indem nämlich 278 Stimmberechtigte den Vorschlag der Behörden annahmen, aber bloss 152 ihn verwarfen (vgl. eP, 14. Juli 1934). Die politischen Vorstellungen der Hotellerie waren also nicht in jedem Fall mehrheitsfähig. Die von der Krise gebeutelte Gemeinde und der grösste Teil ihrer stimmberechtigten Einwohner befanden es für richtig, die öffentlichen Lasten anders zu verteilen und dazu auch Quellen zu erschliessen, die der Hotellerie (und vielen Grundbesitzern) nicht genehm waren. Unter der Vormachtstellung der grossen Hotels waren Auseinandersetzungen im Gang, in denen sich bisweilen auch andere Interessen durchsetzen konnten. So wie die Behörden nicht ausschliesslich mit Hoteliers besetzt waren, so dominierten die Ansprüche der Hotellerie die politischen Diskussionen, ohne sie aber vollständig kontrollieren zu können.

Als weitere Assoziation zur Interessenvertretung entstand in den Dreissigerjahren - und nicht zuletzt als Reaktion auf die Abstimmung über eine kommunale Liegenschaftssteuer - der 'Haus- und Grundeigentümerverband St.Moritz und Umgebung'.¹⁵ Wie bedeutungsvoll er

¹⁵ Die konstituierende Versammlung des Verbandes hatte am 4. Mai 1936 im Hotel Steffani stattgefunden: «Es beliebten als Verbandspräsident Herr C. König, als

für das Leben in der Gemeinde war, zeigt zum Beispiel ein in der Presse erschienener Bericht über dessen Generalversammlung von 1938 (vgl. eP, 3. Mai). Da wurden Entwicklungen der Hypothekenzinse und des Liegenschaftsmarktes bedauert, das geringe Volumen der Bautätigkeit besprochen und Vorschläge über die «einheitliche Beflagung und Dekoration in St.Moritz» vorgetragen, welche zusammen mit der Gemeinde und dem Kurverein weiterverfolgt werden sollten. Verhandelt wurde aber auch die Zusammensetzung der Kommission der (noch nicht in öffentlichem Besitz befindlichen) Drahtseilbahnen Chantarella-Corviglia-Piz Nair, in die zum Unwillen des Haus- und Grundeigentümergebietes Mitglieder der Gemeindebehörden gewählt worden waren. Die Interessenvertreter des privaten Grund- und Immobilienbesitzes äusserten sich also zu Gegenständen der lokalen Politik und versuchten auf verschiedensten Ebenen, die Organisation und das Erscheinungsbild des Dorfes zu regulieren.

Um einen Teil dieses Ortsbildes, um den Turm der alten reformierten Kirche (welche 1893 abgerissen worden war) und den alten Friedhof bei diesem Turm, respektive um den Besitz an den beiden Objekten, entwickelte sich in den Jahren 1922 und 23 zwischen der evangelischen Kirchgemeinde und der Einwohnergemeinde St.Moritz eine Auseinandersetzung, an der wiederum ein Zustand der Gemeinde ablesbar wird: *«Egoismus, Parteien, politische Absichten etc. haben die Überhand gewonnen...»* (fE, 21. Juli 1922). Wie andere Themen, die das öffentliche Leben in der Gemeinde und im Tal beschäftigten, wurde ein Teil der Diskussion in den regionalen Gazetten abgehalten und dabei darauf hingewiesen, dass bei einem allfälligen Übergang des Turms in den Besitz der politischen Gemeinde, die ja konfessionell nicht gebunden ist, das Objekt die Konfession «wechsle», «paritätisch» werde (fE, 29. August 1922). Der Gemeinderat hatte im Juni die Kirchgemeinde zur Besitzerin des Turms erklärt: Es waren die Unterhaltskosten für das in einem prekären Zustand sich befindende, sich neigende Gebäude, welche das Objekt so uninteressant machten, dass niemand es haben wollte. Bedeutungsvoll war die Auseinandersetzung — die vorläufig damit endete, dass die Versammlung der evangelischen Kirchgemeinde mit einer Mehrheit von drei Stimmen den Antrag stellte, den Turm in den Besitz der Einwohnergemeinde übergehen zu lassen (vgl. fE, 15.

weitere Vorstandsmitglieder die Herren Baumeister L. Caflisch, Dir. H. Mühlemann, Malermeister J. Rizzoli und Dr. W. Suter. Als Mitglieder der Rechnungsprüfungskommission wurden die Herren Konsul Naegeli und R. Jilli gewählt.» (eP, 5. Mai 1936) Auch hier sind wieder St.Moritzer präsent, deren Namen schon in anderen Zusammenhängen auftauchten. Auffällig ist ausserdem die parteipolitische Parität der gewählten Gremien: Freisinnige und Demokraten sind ziemlich genau nach ihrer Präsenz in den Behörden der Gemeinde vertreten.

August 1922) — also letztlich nicht nur aus konfessionellen Gründen. Die Unklarheit über die Besitzverhältnisse war auch deshalb entstanden, weil die Exaktheit der Katasterpläne aus den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts angezweifelt wurden, weil die Zuständigkeit kantonaler Gesetze über den öffentlichen Besitz unterschiedlich ausgelegt wurde und weil ein Entscheid des Kreisgerichtes Maloja bestand, der den Abbruch des Turmes verlangte. Wichtig wurden die unterschiedlichen Meinungen aber auch deshalb, weil der Turm als einer der raren architektonischen Zeugen aus der Zeit vor dem Bau von Hotels und touristischen Infrastrukturen vielen St.Moritzern ein Wahrzeichen der Gemeinde war, das es zu bewahren galt. Als der schiefe Turm nach vier Jahren erneut zu reden gab, weil aus Sicherheitsgründen seine Entfernung gefordert wurde, stand im Fögl d'Engiadina zu lesen, dass die generelle Meinung in St.Moritz diese sei: *«Bewahrung dieses kulturellen Monumentes, ohne das St.Moritz fast unvorstellbar ist.»* (15. Juli 1927).

Weil der Turm sich seit 1925 aber um weitere 2,8 cm aus der Vertikalen bewegt und sich auch horizontal um mehr als 3 cm verschoben hatte, schlug die Baukommission dennoch vor, ihn abzureissen. Eine Erhaltung des Gebäudes wäre auf 70'000 Franken zu stehen gekommen, da die Parzelle unterhalb des Turmes hätte zugekauft werden müssen, um dessen Sicherung garantieren zu können. Für den Fall, dass eine Gruppe privater Interessenten durch eine Kollekte die benötigte Summe zusammenbringen wollte, schlugen die Gemeindebehörden allerdings vor, dass die Kommune sich ebenfalls an der Erhaltung beteilige (vgl. fE, 29. Juli 1927). Die Engadiner Sektion des Heimatschutzes rief in der Engadiner Post zu einer Geldsammlung auf. Als der Fögl d'Engiadina sich dem Wunsch anschloss, indem er Teile des Aufrufs abdruckte, tat er dies nicht ohne anzumerken, dass nur die deutschsprachige Presse des Tals von der Aktion benachrichtigt worden sei (vgl. fE, 2. Sept.1927). Nun hatte die Angelegenheit also auch die Sprachfrage berührt und war noch mehr zu einem Ereignis geworden, das die Bevölkerung der Gemeinde und der Region auf verschiedenen Ebenen mobilisierte: konfessionelle, politische, soziale, sprachliche, juristische und ökonomische Motive bestimmten die Sichtweisen auf den Turm, so dass er zu einer Gelegenheit der umfassenden Darstellung oberengadinischer Normalität wurde. Die angekündete Kollekte wurde dann auch durchgeführt — gleichzeitig mit einer anderen, zur Unterstützung der olympischen Winterspiele vom Februar 1928 — und so konnte die Gemeindeversammlung vom 1. September entscheiden,

dass der Vorschlag des Gemeindevorstandes abzulehnen und der schiefe Turm zu retten sei.

In den Dreissigerjahren waren der alte Turm und der Friedhof, in dessen Mauer die Grabsteine einiger bedeutender früher Vertreter der Hotellerie und ihrer Familienmitglieder eingelassen sind, noch einmal Gegenstände des öffentlichen Interesses. Diesmal stand nicht mehr ein Abbruch zur Diskussion, sondern es war der Plan eines privaten Bauherren, in nächster Nähe, am Hang gleich über dem Friedhof, ein Mehrfamilienhaus zu erstellen, der zu Gegnerschaft führte. Und dies, obwohl neben der zu überbauenden Parzelle schon Wohnhäuser standen. Das Vorhaben zeigt, wie gross der Druck auf den überbaubaren Boden in St.Moritz war und wie knapp bisweilen — d.h.: je nach Bevölkerungsstand — der Wohnraum in der Gemeinde (vgl. eP, 12. Juli 1931). Die schwankenden Bevölkerungszahlen hatten in St.Moritz entweder einen auffälligen Leerwohnungsbestand oder Wohnungsmangel zur Folge. Kurz vor der Krise der frühen Dreissigerjahre, als 4'000 Menschen in St.Moritz Wohnsitz hatten, war die Wohnungssituation besonders prekär. Die Erinnerung an Wohnungsprobleme ist einigen St.Moritzern noch präsent, allerdings sind es oft die Wohnverhältnisse der Hotelangestellten, die dem Gedächtnis besonders wichtig scheinen:

Ich war ja nie in den Angestelltenräumen unter den Dächern der Hotels. Aber man wusste, dass es da eng und eher primitiv war. Verbessert hat sich daran einiges, als verschiedene Hotels separate Wohnhäuser für ihr Personal bauen liessen. Und die allermeisten Angestellten lebten ja auch bloss für die Zeit der Saisons in den engen Verhältnissen, dann fuhren sie wieder nach Hause. Einige hatten es dort vielleicht gar nicht besser, was das Wohnen betraf. Und für die anderen Leute, die mit dem Tourismus zu tun hatten, aber nicht direkt in einem Hotel arbeiteten, für die war es bisweilen schwierig, etwas Passendes zum Wohnen zu finden. In St.Moritz wurden viele möblierte Zimmer vermietet, deshalb hatten es Alleinstehende etwas leichter als Familien. Diese suchten manchmal lange, oder sie mussten eine für ihre Verhältnisse viel zu teure Wohnung nehmen. Solche Sorgen hatten die einfachen Hotelangestellten nicht, für die besorgte der Arbeitgeber das Zimmer oder die Wohnung. Auch die RbB hatte im Engadin Angestelltenhäuser. Und irgendeinmal wurde eine Genossenschaft gegründet, die einige Mehrfamilienhäuser baute. Und dann gab es natürlich die Hausbesitzer, die hatten zwar auch ihre Sorgen, nicht aber die, keine Wohnung zu haben. Und sie konnten erst noch einen Teil des Hauses vermieten, vielleicht auch nur ein Zimmer. Das haben übrigens auch Wohnungsmieter getan: ein Zimmer oder sogar zwei in Untermiete abgegeben.

Die Wohnungssituation wurde Ende der Zwanzigerjahre so prekär, dass sie zu Beginn der Wintersaison 1930/31 auch in der Presse zur

Verhandlung kam. In einem Rück- und Ausblick beschreibt ein Artikel der Engadiner Post vom 29. November verschiedene Aspekte des Problems; er nennt Namen und Zahlen und schildert die Dramatik der Lage, aber auch die Limiten der Erfüllbarkeit von Wünschen. Vor allem macht er deutlich, wie sehr die Wohnprobleme den Alltag vieler Mieter bestimmten:

«Die Wohnungsnot ist in den letzten Jahren in St.Moritz stark hervorgetreten. Wer eine Familie hatte und gezwungen war, eine Wohnung zu suchen, musste manche Bitternis kosten. Sogar Tränen sind geflossen. ... Was fehlte, das waren die kleinen Wohnungen mit erschwinglichem Zins. ... Die Gemeindeverwaltung hatte sich dann der Notlage angenommen. Es wurde eine Vorlage von der Gemeindeversammlung angenommen, welche den Kleinwohnungsbau befruchten sollte. Die Auswirkung blieb aus. Der von der Gemeinde offerierte Kredit wurde nur in bescheidenem Masse benutzt. Da fand man ein anderes Mittel: Die Gründung einer Baugenossenschaft. Hier wurde manche Erwartung erfüllt. Im Frühjahr dieses Jahres hat diese Vereinigung mit dem Bau eines Hauses in 'Prasüra' begonnen, und letzte Woche ist das Haus bewohnt worden. ... Herrn Winkler, dem Architekten und Bauleiter, wird alle Anerkennung ausgesprochen. Das Haus enthält vier Drei- und ebensoviele Vierzimmerwohnungen. In erster Linie sind die Wohnungen bestimmt für Angestellte der Gemeinde. 'Not bricht Eisen', sagt das Sprichwort. Die Wohnungsnot hat in St.Moritz manchen Bauberrn geboren. Neben mehreren grossen Massivbauten entstanden in den letzten drei Jahren eine ganze Anzahl Chaletbauten. Die Wohnungsnot wurde allmählich gemildert. Nun sind auch im Laufe dieses Jahres ausser dem Hause der Baugenossenschaft mehrere Wohnhäuser entstanden. So hat Herr Architekt Koller zu einer ausgiebigen Behebung der Wohnungsnot ausgeholt, indem er beim schiefen Turm vier Häuser erstellen liess. ... In der Diskussion um den Wohnungsbau ist eine interessante Tatsache klargelegt worden. Sie besteht darin, dass es in St.Moritz nun einmal ganz unmöglich ist, Dreizimmer-Wohnungen zu bauen zum Preis von etwa 1'200 Franken. Unsere klimatischen Verhältnisse und andere Umstände bedingen Baukosten, welche einen mittleren Mietpreis von mindestens 1'500 Franken bedingen. Der normale Preis einer komfortablen Dreizimmer-Wohnung wird nicht weit von 2'000 Franken entfernt sein. Die Hoffnung, dass es in einem grösseren Gemeinschaftshaus möglich werde, Wohnungen zu erhalten zum Mietzinse von 1'000 bis 1'200 Franken, ist anscheinend nicht erfüllbar.»

Eine in der Presse erschienene Erwiderung auf den zitierten Artikel versuchte deutlich zu machen, dass die Wohnungsnot nicht alle Bevölkerungsteile gleich stark treffe. Die Forderungen, welche der Leserbriefschreiber daraus ableitet, richtet er an die Öffentlichkeit, also an die Gemeinde, dann aber auch die Besitzer von Immobilien (vgl. eP, 2.

Dezember 1930).¹⁶ In dieser Antwort wird die Errichtung eines 'Gemeinschaftshauses' vorgeschlagen und gleich hinzugefügt, dass dadurch keine Verunstaltung des Ortes zu befürchten sei. Offenbar war gegen Bauvorhaben für Mietshäuser auch mit ästhetischen Befürchtungen argumentiert worden. Wahrscheinlich ist, dass sich solche Begründungen die gebaute Umwelt von St.Moritz als Darstellung der sozialen Verhältnisse im Ort wünschten, dass die repräsentativen Bauten das Ortsbild weiterhin ungestört beherrschen sollten. So wie schon der Linienführung der Eisenbahn im Tal aus Befürchtungen über die mangelnde soziale Homogenität Gegnerschaft entstanden war, so war offenbar auch die Vorstellung nicht allen genehm, dass die Präsenz einer Arbeiterschaft in St.Moritz durch Wohnbauten unübersehbar werden könnte. Ein Informant tut dies ganz explizit, wenn er darauf verweist, dass *«hier alles auf Luxus ausgerichtet [ist]. Aber viele wollten einfach nicht wahrhaben, dass es Leute brauchte, welche diesen Luxus ermöglichen. Arbeitskräfte, die auch hier wohnten. Am liebsten hätte man gehabt, die Arbeiter wären unsichtbar geblieben. Das war übrigens mit ein Grund für die Wohnungsnot: man wollte hier keine Mietskasernen.»*

All den erwähnten Veränderungen und Bewahrungsversuchen, die das Bauwesen und die Ortsbilder zum Gegenstand hatten, war gemein, dass sie die Hotellerie und deren räumlichen, sozialen und politischen

16 Die Einsendung lautet folgendermassen: «Ja, die Wohnungsnot ist soweit bekämpft, aber nicht für den unbemittelten Arbeiter, sondern für die Bessergestellten. Jedermann ist nicht in der Lage, Mietzinse von 1'500 bis 2'000 Franken und mehr zu leisten; das ist wohl ziemlich klar, das können sich hier nur Kapitalisten, Geschäftsleute, Beamte, und nicht einmal alle Fixbesoldeten leisten, sondern nur solche mit Gehältern von 6, 7 bis 10'000 Franken. Ein armer, unbemittelter Arbeiter, mit drei bis vier minderjährigen Kindern, und einem Lohn von 10 bis 11 Franken täglich und 300 Tagesschichten, also 3'000 Franken Jahreseinkommen, wie soll dieser einen Mietzins zahlen von 1'500 bis 2'000 Franken, Licht und Heizung und Wasser dabei nicht inbegriffen. Das ist rein unmöglich. Sonst muss die Familie leiden oder es werden die Auslagen nicht bezahlt. Ich könnte hier eine Statistik aufstellen, was so eine Familie hier in St.Moritz kostet, will es aber unterlassen; denn diejenigen, die ein wenig Begriff in Sachen Unterhalt haben, werden es wohl selbst wissen und begreifen. Den Herren Gebäudebesitzern hier in St.Moritz möchte ich doch ein wenig mehr Rücksicht wünschen gegenüber Unbemittelten; es ist nicht jeder auf Rosen gebettet. So ist das die reinste Strangulation. Wieso könnte hier in St.Moritz nicht ein Gemeinschaftshaus errichtet werden für billige Arbeiterwohnungen, am Bauplatz und an Baumaterialien fehlt es wahrlich nicht, und verunstaltet wird St.Moritz deswegen auch nicht. Die Rhätische Bahn und die Bernina-Bahn haben für ihre Angestellten gesorgt für geräumige, nicht luxuriöse Wohnungen zu ganz annehmbarem Mietzins. Dies sei zur Nachahmung empfohlen. Es wäre durchaus nicht notwendig, Luxuseinrichtungen zu erstellen: eine gute, sonnige, getäfelte 3-4-Zimmerwohnung mit Heizöfen, Licht, Wasser, Keller und Holzraum genügte vollständig — zu einem ermässigten Preise, Maximum Fr.1'000.—. Mein Wunsch, und jedenfalls auch der vieler anderer, ist der, dass doch endlich einmal diesem Übel abgeholfen wird. Die tit.Gemeinde, die Herren Baumeister und sonstige Interessenten sollten doch endlich einen Schritt tun für die unbemittelten Arbeiter, denn der Arbeitgeber ist abhängig vom Arbeiter ebensogut wie der Arbeiter vom Arbeitgeber. Darum: Leben und Lebenlassen für das allgemeine Wohl!»

Bedürfnisse zum Zentrum hatten. Andere bauliche Ansprüche als die der Hotellerie und ihrem Standard gemässe hatten es schwer. Und auch die andere wichtige und mit Stolz betrachtete architektonische Tradition des Engadins war in St.Moritz — im Gegensatz zu anderen Tourismusorten des Tals — bedeutungslos geworden oder spielte höchstens noch als Zitat eine Rolle. Im Oberengadin insgesamt standen die Hotelarchitektur und die bäuerlichen Bauten in einem Verhältnis zueinander, das vor allem aus ihrer Gegensätzlichkeit bestand. Diese Distanz drückt sich auch räumlich aus, da ja die Hotels sehr oft nicht in den Dörfern gebaut wurden, sondern — schon bloss ihres Volumens wegen — an deren Peripherie oder in einigem Abstand zu den alten Dorfkernen, wo sie dann neue Quartiere bildeten. Eine Ausnahme macht da praktisch nur St.Moritz: Die Hotels im Bad wurden nicht nur aus Platzgründen dort gebaut, sondern um die Kurgäste möglichst nahe bei den Quellen unterbringen zu können. Und St.Moritz-Dorf war schon lange vor der Zwischenkriegszeit kein Bergbauerdorf mehr, das in Hotelbauten einen klaren Kontrast gefunden hätte. So sehr war St.Moritz ein Hotel-dorf, dass die traditionelle bäuerliche Architektur praktisch ganz daraus verschwunden war. St.Moritz ist eine touristische Infrastruktur, die innerhalb der bloss 50 Jahre, in der sie entstand, auch architektonisch keinen Platz für anderes neben sich zuliess. Auf der Höhe von 1'800 m ü. M., wo die Landwirtschaft schon mit prekären Bedingungen zu kämpfen hat, wo das Transportwesen und die Migration die lokale Ökonomie immer mitgetragen hatten, war eine Stadt entstanden, welche andere Platzbedürfnisse aufwies und anderen saisonalen Rhythmen folgte als der primäre Sektor. Und es war eine kompakte Stadt. Rucki (1989) gibt bloss eine Handvoll Architekten als Gestalter von St.Moritz an. Die Ortsbilder von Pontresina und St.Moritz wurden bis 1914 derselben Autorin zufolge von nur zehn Architekten bestimmt. Die bäuerliche Substanz, die in St.Moritz bestand, hatte als Darstellung ihrer selbst und zu touristischen Zwecken dank eines Objektes gerettet und dann nachgebaut werden müssen: *«Eine der letzten grossen schöpferischen Leistungen für St.Moritz hat Herr Hans Badrutt in der Chesa Veglia, die heute vom Orte kaum mehr wegzudenken wäre, erbracht. Mit dem Ankauf dieses früheren Bauernhauses hat er St.Moritz das letzte typische Engadinerhaus erhalten.»* (Hartmann, s.a.:14) Es ist in solchen Erinnerungen die Hotellerie, welche die Landwirtschaft aus dem Ortsbild verdrängt hatte und die nun ihr Andenken ermöglicht:

«Neben Kulm und Palace manifestierte sich die bauliche Präsenz der Badrutt als Hoteliers noch in weiteren Gebäulichkeiten: der alten 'Alpenrose', dem Hotel Caspar-Badrutt alias Htl. 'Bernet', dem Badrutt's Privathotel und, seit den dreissiger Jahren, der antiken 'Chesa Veglia'.

Für St.Moritz, das Engadin und ganz Graubünden, bedeutet diese Chesa eine Bereicherung ganz spezieller Art. Bestanden schon seit jeher mehrerenorts sogenannte Bündnerstuben, mit Arvenholz ausgekleidete Räume, so gingen die Schöpfer in diesem alten St.Moritzerhaus in ihrem Konzept weit über alles bisherige hinaus. Seine Harmonie an Stil, Proportion, Material, Kunst und Lage bildet eine Blüte rätoromanischer Kultur. Mag es ein Zeichen der Zustimmung sein, dass unter diesem Dach, 1938, das Rätoromanische offiziell zur vierten Landessprache erklärt worden ist.» (Ammann, 1976:6)

Wichtiger als die seltenen Rückgriffe auf bäuerliches Bauen und deren Verwendung zu Zwecken der Sprachpolitik¹⁷ bleibt aber, dass die Architekten, welche St.Moritz konzipiert hatten, meistens gerade nicht die lokalen Bautraditionen aufnahmen, dass sie – relativ frei von rechtlichen Einschränkungen – ganz anders bauen und einen architektonischen Stil miterfinden konnten.¹⁸ Die Dominanz oder sogar Ausschliesslichkeit der Hotelarchitektur erfuhr durch einzelne Anlehnungen an andere Traditionen keine Konkurrenz, und die stilistischen Veränderungen, welche sich in der vorherrschenden Bauweise von St.Moritz bis 1914 zeigten, stellten den Typ 'Hotel' nicht in Frage. Die traditionellen engadinischen Häuser blieben als Bauernhäuser funktionell, sie gewannen aber auch neue Funktionen: sie wurden zum touristischen Argument, vor allem aber — am deutlichsten dann in der Zwischenkriegszeit — zum ideologischen Halt. Als Beispiel für das 'romanische Haus' — die heterogene Architektur Graubündens fasste Linsel (1937) so zusammen und benannte sie mit der Bezeichnung für die Sprache eines Teils seiner Bevölkerung — vermittelten die Engadinerhäuser den Stolz und die Behaglichkeit, welche die Zeitgenossen in ihnen sehen wollten. Die Hotelarchitektur selbst hatte sich an der Besinnung auf Lokales insofern beteiligt, als sie den 'Bündnerstil' aufnahm und beispielsweise im Hotel La Margna von St.Moritz ausprobierte. Diese kurzfristige Ausrichtung änderte nichts am auffälligsten Aspekt der entstandenen Gebäude, an ihrem Volumen. Und sie schloss deshalb nicht eine Modernisierung der Ortsbilder aus, die — besonders im Fall von St.Moritz — immer städtischer wurden und neuen Arten der Bedürfnisbefriedigung entsprechen mussten. Das Wachsen von St.Moritz, das Vorbild der Städte und die sich verändernden Hygienevorstel-

17 Die 'offizielle' Erklärung des Romanischen zur Landessprache in der Chesa Veglia war der Besuch einer eidgenössischen Kommission, die im Herbst nach der Abstimmung über den Status des Romanischen als Landessprache auch andere Gegenden Graubündens bereiste.

18 Es war ja nicht gerade das Paradies, die Vorstellung, dass da etwas erfunden wurde, dass seit der Mitte des letzten Jahrhunderts etwas ganz Neues entstanden war, ist aber richtig (vgl. Bener und Schmid 1983).

lungen wie auch die wachsende Zahl von Gästen, die St.Moritz nur auf der Durchreise und für einen Tag besuchten, hatten es der Gemeinde kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges notwendig erscheinen lassen, an zentralem Ort Toiletten einzurichten:

«Die öffentliche Bedürfnisanstalt am Schulhausplatz ist nun dem Betrieb übergeben worden. Sie darf in ihrer neuzeitlichen Ausgestaltung als vorbildlich bezeichnet werden. Unauffällig fügt sich der Bau in die Umgebung ein, der nicht nur die notwendigen Kommoditäten für Damen und Herren, sondern auch Waschgelegenheit und Telephonkabinen aufweist. An der Aussenfront sind Abstellrahmen für Skis angebracht. Die ausführende Baufirma, Nik.Hartmann & Co., sowie die Bauleitung, das Architekturbureau K.Koller, haben tüchtige Arbeit geleistet. Die Modernisierung unseres Kur- und Sportplatzes hält mit der Zeit Schritt.» (eP, 30. Dezember 1938)

Museo Engiadinai

Immerhin ein rezenter halb-öffentlicher St.Moritzer Bau wahrte allerdings einigermassen vor-touristische Dimensionen, hatte diese sogar zum Ziel. Er entstand schon vor dem Ersten Weltkrieg und passt also eigentlich nicht in den zeitlichen Rahmen dieses Textes. Die Gründung des Museum oder Museo Engiadinai ist aber dennoch von Interesse, denn sie steht in doppeltem engem Bezug zur touristischen Erschliessung des Oberengadins und zu dessen Hotellerie.¹⁹ Erstens wollte sein Initiant, der Brauereibesitzer Riet Campell, der mit seinem Unternehmen aus dem Unterengadin nach Celerina gezogen war, die angeblich immer häufiger werdenden Verkäufe engadinischen Mobiliars an unterländische Antiquare bremsen, welche dank der 1903 Samedan und 1904 St.Moritz erreichenden Eisenbahn keine Schwierigkeiten hatten, Schränke, Truhen und Täfer abzutransportieren. Zu Dutzenden durchkämmten Campell zufolge die professionellen Ankäufer das Tal, und so sei *«vorauszusehen gewesen, dass in wenigen Jahren alle verkäuflichen Antiquitäten aus dem Land verschwunden wären.» (Campell 1946:3)*²⁰. Und zweitens legitimierte er sein heimatschützerisches Unternehmen positiv mit jenem Tourismus, der die Plünderung der Enga-

19 Die folgenden Ausführungen beruhen vor allem auf dem Bericht über die Gründungsgeschichte des Museums, welchen dessen Initiant 40 Jahre nach der Eröffnung selbst verlegte (Campell 1946). Für eine sehr viel gerafftere Darstellung vgl. Tratschin (1954b).

20 Campell verschweigt nicht, dass er gegen den Verkauf an sich nichts einzuwenden hatte, wenn die Gegenstände im Tal blieben: er selbst trat ja ebenfalls als Käufer auf und hatte im Lauf der Jahre ein so grosses Lager angelegt, dass er überhaupt auf die Idee eines Museums kommen konnte. Das Haus wurde schliesslich sogar in Funktion der in seinem Besitz befindlichen Objekte gebaut.

diner Häuser erst ermöglicht hatte: Campell konzipierte das Museum vor allem hinsichtlich der Touristen, denen er das vernakuläre Wohnen näherbringen wollte, die er aber auch als seine Hauptkundschaft einplanen musste. Und auf zahlende Besucher war das Museum angewiesen, denn, aus privaten Mitteln entstanden, sollte dessen Betrieb selbsttragend funktionieren und ausserdem mindestens einen Teil des aufgebrauchten Kapitals wieder einbringen.

Die Entstehungsgeschichte des Engadiner Museums ist trotz ihrer Kürze — vom Zeitpunkt der ersten Suche nach einer Bauparzelle bis zur Museumseröffnung vergingen keine fünf Jahre — keine unkomplizierte. Sie bietet deshalb Gelegenheit, das Funktionieren verschiedener Aspekte des öffentlichen und (halb)privaten engadinischen Lebens und ihre Bedingtheit durch touristische Vorstellungen vorzuführen. Das Museum wäre ohne die Initiative Campells nie in seiner nachmaligen Form und nie zu diesem Zeitpunkt entstanden, aber die Bedingungen seiner Realisierung sind eben die engadinischen. Ohne die, im Vergleich zum bäuerlichen Alltag, so andere Hotellerie wäre es nie so früh zur so grosszügigen Einrichtung eines Museums gekommen.

Nachdem Campell den Entschluss zur Museumsgründung gefasst hatte, bestand seine grösste Schwierigkeit darin, ein geeignetes Terrain zu finden. Als Standort kam für Campell nur St.Moritz in Frage. Er wandte sich deshalb an den Präsidenten der Bürgergemeinde, damit diese berate, welches Grundstück sie für ein Museum verkaufen könnte. Das Geschäft wurde Campell zufolge aber in der Bürgergemeinde verschleppt oder gar nicht behandelt. Dagegen vernahm er, dass die Gemeinde darauf hoffte, eine private Villa (die des Barons Schickler) vermacht zu erhalten, welche dann ihr selbst zur Realisierung eines Museums dienen sollte. Der Plan eines Privaten kam so in Konflikt mit in die selbe Richtung zielenden öffentlichen Interessen, und die persönlichen Beziehungen der Betroffenen litten darunter: Campell war noch vierzig Jahre nach diesen Ereignissen so aufgebracht, dass er den damaligen Präsidenten der Bürgergemeinde, Jules Robbi, der sich doch als sein Freund bezeichnete und der damals in St.Moritz das Sagen gehabt habe, des passiven Widerstands gegen sein Projekt bezichtigte (vgl. Campell 1946:4). Da auch Private ihm kein Grundstück überlassen wollten, obwohl sie solche später angeblich für weniger als den von ihm gebotenen Preis veräusserten, fühlte sich Campell noch einmal in seinem Vorhaben behindert. Und dabei wollte er St.Moritz mindestens ein ins Auge fallendes Haus im alten Engadiner Stil schenken. Solche waren in den benachbarten Dörfern noch zahlreich vorhanden, in

St.Moritz hatten sie aber, als Campell seine Idee zu realisieren versuchte, schon fast gänzlich den Hotelbauten Platz machen müssen.

Schliesslich war es ein Ausländer, ein «signur da Berlin», welcher Campell ein Grundstück verkaufte und so den Bau eines Museums ermöglichte (vgl. Campell 1946:6). Auf dieser Parzelle wurde das Museum 1905/06 nach Plänen von Nicolaus Hartmann jun. in einjähriger Bauzeit und zur Zufriedenheit Campells sowohl im «*Grundriss des ganzen Hauses als auch ... (im) ... äussere(n) Aufbau dem typischen Bündnerhause einigermassen*» entsprechend erstellt.²¹ Am 15. Juli 1906 — zwei Jahre vor dem anderen St.Moritzer Museum, dem Segantini gewidmeten Turm — wurde das Haus eröffnet. Damit hatte das Oberengadin ein Regionalmuseum, bevor dieser Begriff kursierte und lange vor allen anderen Gegenden der Schweiz, wo solche Institutionen erst im letzten Drittel oder Viertel des Jahrhunderts in grosser Zahl entstehen sollten.²² Der damalige Direktor des Landesmuseums, H. Lehmann, mit welchem Campell während der Planungsphase in Kontakt stand und von dem er sich bei der Einrichtung des Hauses in St.Moritz beraten liess, schrieb diesem kurz vor Baubeginn in einem Brief: «*Sie dürfen versichert sein, dass Ihnen für dieses Unternehmen von allen Seiten die vollste Anerkennung gezollt würde, denn etwas derartiges existiert unseres Wissens bis jetzt wenigstens in unserem Lande nicht.*» (Campell 1946:8)

Die Pioniertat hatte aber nicht den finanziellen Erfolg, den Campell sich erhofft hatte: In den ersten beiden Jahren nach der Einweihung wurden bei 2 Franken Eintrittsgebühr bloss 10'000 Franken an Einnahmen erzielt. So philanthropisch oder heimatliebend, dass er gewillt gewesen wäre, grössere Verluste hinzunehmen, zeigte Campell sich nicht. Er begann deshalb, einen öffentlichen Käufer für das Museum zu suchen, welcher ihm seine Auslagen für Sammlungserwerb und Hausbau wenigstens teilweise zurückerstattet hätte. Der Kur- und Verkehrsverein von St.Moritz und auch der Bündner Heimatschutz sollten sich für eine solche Übernahme interessieren oder zumindest stark machen, und es wurde — mit dem Bankier J. Töndury-Zender als Vorsitzendem und dem Gemeindepräsidenten Chr.Gartmann als Aktuar — eine 'So-

21 Anonymus: 'Führer durch das Engadiner Museum' s.a.:15. An anderer Stelle heisst es über den Bau und seinen Architekten: «In diesem Museum sollten Zeugen der bäuerlichen Wohn- und Arbeitskultur aus dem vorindustriellen Engadin ausgestellt und dokumentiert werden. Hartmann liefert hierzu die architektonische Entsprechung, indem er mit archäologischer Präzision ein 'Engadinerhaus' nachbaut.» (Rucki 1989:154)

22 Tratschin bezeichnet Campell entsprechend als «Vater der Talschafts-Museen der Schweiz». (1954a:1)

cietà per il mantegnimaint dal Museum Engiadinais' gegründet. Die im Juli 1908 verabschiedeten Statuten der Gesellschaft formulierten als Ziel den *«Erwerb des Museo Engiadinais ... und die Überführung in öffentlichen Besitz»*.²³ Diese Gesellschaft konnte die Ablösung des Museums aus privaten Händen jedoch nicht ohne weiteres und sofort bewirken. Campell trat deshalb über die Presse an die Öffentlichkeit und warnte vor einem — ihm unlieben, aber möglicherweise notwendigen — Verkauf der Sammlung ins Ausland. Als potentieller Käufer wurde der österreichische Erzherzog Franz Ferdinand genannt. Die Episode zeigt, wie sehr das Museum für seinen Gründer den Charakter eines Lebenswerkes hatte — um so mehr, als Campell sich die Kontakte mit dem Aristokraten bestätigen liess: Die ins Auge gefasste Umbenennung der Institution — in Wien wäre die Sammlung unter dem Namen 'Museum Campell, ehemals Museum Engiadinais in St.Moritz' zu zeigen gewesen — und die angestrebte Nähe zu Persönlichkeiten internationalen Ranges, deren Ruf auf die campellschen Bemühungen abfärben sollten, hätten zwar die Sammlung unverändert belassen, ihren Besitzer aber in ein helleres Licht gesetzt.

Schliesslich bewilligte der Grosse Rat des Kantons Graubünden 30'000 Franken an den Kauf des Museums, für welches Campell eine halbe Million zu lösen hoffte. Im August 1908 befasste sich auch die nationale Legislative mit dem Engadiner Museum und bewilligte einen Betrag von 125'000 Franken für dessen Kauf. Verschiedene Stiftungen und Vereine hatten ihrerseits insgesamt etwa 40'000 Franken zugesichert, so dass noch 275'000 Franken aufzutreiben waren, um den inzwischen auf 470'000 Franken festgesetzten Kaufpreis bezahlen zu können. Die Reaktionen auf Spendenaufrufe an Private brachten bis Ende November 1908 weitere 72'000 Franken ein — die Donatoren wurden übrigens alle namentlich und unter Angabe des beigesteuerten Betrages im Fögl d'Engiadina aufgeführt. Zu diesem Zeitpunkt, am 30. November 1908, wurde zwischen Campell und der Gesellschaft für die Erhaltung des Engadiner Museums auch ein Vertrag abgeschlossen, der eine ratenweise Abzahlung des Kaufpreises vorsah (vgl. Campell

23 Zitiert nach Campell 1946:66. §7b der Vereinsstatuten beschreibt übrigens die Zusammensetzung des Vereinsvorstandes, welche die geplante 'Kollektivierung' schon vorwegnimmt: sechs durch die Hauptversammlung gewählte Mitglieder und je ein Vertreter des Kantons, des Kreises Oberengadin, der Gemeinde St.Moritz, der Bündnerischen Vereinigung für Heimatschutz und der Gottfried Keller-Stiftung sollten sich der Vereinsgeschäfte annehmen. Ausser Töndury und Gartmann waren im Vorstand vertreten: die Herren Direktor Perini als Kassier sowie Pfarrer C.Hoffmann, Direktor des St.Moritzer Kurvereins, Enrico Meng und Dr. P. Gredig als Beisitzer. In den erweiterten Vorstand entsandten der Kanton Archivar Fritz Jecklin, der Heimatschutz Dr. A. Meuli, der Kreis seinen Landammann P. C. Planta und die Gemeinde Dr. Hössli.

1946:94f). Um diese Raten aufzubringen, wurde neben der Sammlung auch eine Tombola durchgeführt. Als Käufer der 500'000 Lose, die für je einen Franken abgegeben wurden, und als Donatoren eines Teils der über 5'000 Preise im Gesamtwert von 200'000 Franken, konnte neben den Hotelgästen auch die einheimische Bevölkerung zum Weiterbestand des Engadiner Museums beitragen. Der erste Preis der Verlosung bestand in einer Villa im Wert von 69'000 Franken in St.Moritz, für welche die Bürgergemeinde einen an der Strasse nach Champfèr gelegenen Bauplatz im Schätzungswert von 21'000 Franken überliess. Erstellt werden sollte das Haus nach Plänen des Architekten Nicolaus Hartmann jun., dem Erbauer der beiden St.Moritzer Museen. Den zweiten und einige weitere wertvolle Preise bildeten Wohnungs- und Zimmereinrichtungen; neben Möbeln, Fahrrädern, Uhren, Wein, Accessoires etc bestanden die Gewinne hauptsächlich in Gemälden und Lithographien einheimischer Künstler, beispielsweise in 1585 *«Original-Künstler-Steindrucken 'Oberengadiner Landschaft' von Chr. Conradin»* (Campell 1946:97).²⁴

Bis der Museumskauf 1911 dann tatsächlich abgeschlossen werden konnte, sollten vom Zeitpunkt der Vertragsunterzeichnung an aber weitere drei Jahre vergehen, welche in Campells Erinnerung vor allem als solche der persönlichen Anfeindungen und der gerichtlichen Auseinandersetzungen haften blieben. Konkreter Gegenstand dieser Zänkereien war der — von Campell so genannte — Prunksaal aus dem veltlinischen Grosio, ein Saal aus dem Haus der Visconti-Venosto.²⁵ So wichtig wurde ihm der Grosio-Saal, dass Campell im Januar 1909 trotz juristisch teilweise unklarer Lage eine Erklärung unterzeichnete, nach welcher er bis Ende des Jahres bereit sei, den Saal samt Inhalt von der Gesellschaft zur Erhaltung des Museums zum Preis von 130'000 Franken zurückzukaufen (vgl. Campell 1946:99). Mit dem St.Moritzer Arzt O.Bernhard lieferte sich Campell im freisinnigen Bündner Organ 'Der freie Rätier' aus Chur (und nicht in der Engadiner Lokalpresse) in der Folge einen Artikelstreit, der sich daraus ergab, dass Bernhard Mitbesitzer des Grosio-Saales gewesen und offensichtlich mit der *«Überlassung*

24 Erst im Jahre 1911 sollte es zur Verlosung der Preise kommen. Der Fögl d'Engiadina berichtete in seiner Ausgabe vom 14. Oktober kurz darüber: «Den ersten Preis der Lotterie gewann eine Dame aus Lausanne, die Ehefrau des Militärinstructors Major Fonjallaz-G. Der zweite Preis ging an einen Postangestellten aus Bern.»

25 Dass der Saal aus dem benachbarten Italien für Campell überhaupt von Interesse war, liegt am vormaligen Status des Veltlins als bündnerisches Untertanengebiet. Ein besonderer Reiz mag für Campell aber auch in der aristokratischen Herkunft und im relativen Reichtum der Einrichtung bestanden haben, denn der Museumsgründer betonte immer wieder, der Saal stelle das beste Stück seines Sammlungsgutes dar.

einiger kleiner alter Möbel ... für ... (die) Cession des Zimmers an Herrn Campell entschädigt worden war.²⁶ Neben *«urheberrechtlichen Kleinigkeiten»* und der Frage, ob es richtig gewesen war, den Saal zu waschen und so die *«alte schöne Patina»* verlieren zu lassen, ging die Auseinandersetzung zuerst um die Differenz zwischen dem Rückkaufs- (Fr. 130'000.–) und dem von einer eidgenössischen Kommission festgesetzten Schatzungspreis (Fr. 52'000.–) des Zimmers sowie um die Frage, ob dieses dem Engadin erhalten werden könne (Campell 1946:112). Der Kern des Campellschen Museumsunternehmens drohte dieses nun in Misskredit zu bringen: Gerade mit der Opposition gegen den Ausverkauf von Produkten des heimischen Handwerks hatte Campell sein Unterfangen ja legitimiert, und auch der bloss teilweise Abtransport der Sammlung ins Ausland hätte sich die Frage gefallen lassen müssen, wie es denn nun um die heimatschützerischen Absichten stehe.²⁷

Der in einer deutschsprachigen bündnerischen Zeitung abgehaltene und von der Neuen Zürcher Zeitung auch einem nationalen Publikum rapportierte Streit zwischen Campell und Bernhard vom Januar 1910 wurde durch einen Artikel im Fögl d'Engiadina vom 22. Januar bereichert. Unter dem Titel 'l'art e — l'affar' hatte Redaktor Tung die Gesellschaft für die Erhaltung des Engadiner Museums und Riet Campell für die Probleme verantwortlich gemacht und letzteren, ohne grosse Präzision allerdings, der unter kulturellem Vorwand betriebenen kommerziellen Absichten bezichtigt. Die Frage des Veltliner Zimmers wurde zwar dann an einer Vollversammlung der Gesellschaft zur Erhaltung des Museums vom 17. Februar 1910 insofern beantwortet, als sie beschloss, das Museum als ganzes zu kaufen und also den Grosio-Saal nicht zurückgeben zu wollen. Aber Campell reagierte auf die von Redaktor Tung formulierte (und an der Versammlung von Pfarrer Hoffmann vorgebrachte) Kritik prompt und heftig; er strengte nämlich einen Verleumdungsprozess gegen Tung an, dessen Anwalt versuchte, eine Vergleichslösung zu erreichen.²⁸ Und schliesslich griff von Genf

26 Bernhard hatte den Saal 1901 oder 1902 von den Gebrüdern Pini (im Veltlin?) gekauft und war 1904 mit Campell einen (im selben Jahr wieder aufgelösten Associations-)Vertrag eingegangen, welcher die beiden Herren zu gleichzeitigen Besitzern des Saales machte.

27 Dass sich für das Veltlin die Frage des Zimmers aus Grosio noch einmal ganz anders gestellt hätte, wurde offenbar im Engadin nicht in Erwägung gezogen. Der einzige Hinweis darauf, das Objekt sei ja eigentlich ein ausländisches und das engadinische Interesse daran gar nicht zwingend, wurde sofort als unpassend deklariert (vgl. Campell 1946:121).

28 In den Prozessakten wird die ganze bisherige Geschichte des Museums noch einmal kurz aufgerollt (vgl. Campell 1946:141ff) und dabei auch gesagt, dass Campell

aus auch der Dichter Peider Lansel in den Streit ein, als er Campell brieflich darum bat, Tungs Entschuldigung doch anzunehmen, damit das Museum nicht weiteren Schaden nehme. Obwohl er überzeugt war, vor dem Richter Recht zu bekommen, nahm Campell — vor allem seiner Frau zuliebe (vgl. Campell 1946:148f) — schliesslich die Entschuldigung Tungs an, die der Fögl d'Engiadina am 31. Dezember publizierte und die das Ende wenigstens der öffentlich vernehmbaren Anschuldigungen bedeutete.

In der Zeit der Überführung des Museums aus privatem Besitz in jenen der halböffentlichen Gesellschaft für seine Erhaltung wurde also heftig gestritten, und die Organisierung des Besitzerwechsels war mit dem Museumskauf noch nicht abgeschlossen. Erst im Jahre 1920 konnte die Gesellschaft das Haus samt Sammlung schliesslich an den Kreis Oberengadin übergeben; sie hatte damit ihre Aufgabe erfüllt. Aus diesem Anlass erschien am 20. Februar 1920 ein Artikel im Fögl d'Engiadina, welcher mit einem Gedanken über die Bedeutung des Museums endet, zuvor aber darauf hinweist, dass die finanziellen Belange rund um die Übernahme des Museums durch den Kreis noch immer nicht ganz erledigt seien:

«Dem Kreis fällt die Aufsicht und die Obhut über das Museum zu, so wie auch die verbleibende Schuld von 15'000 Franken gegenüber der Firma Hartmann & Co. Das Engadiner Museum hat also einen neuen Besitzer: unseren Kreis. Das bedeutet nichts anderes, als dass das Engadin selbst über diesen wertvollen Schatz wachen und ihn beschützen will, diesen Spiegel engadinischer Kultur und Geschichte. Ein Volk, das seine Einzigartigkeit und deren Dokumente bewahrt, das dadurch seine Abnen ehrt, das ehrt sich selbst. Unser Engadiner Museum ist deshalb in guten Händen und wird weiterhin und mehr denn je eine Zierde für Sankt Moritz und für das gesamte schöne Engadin sein.»

Das von einem Privaten initiierte Engadiner Museum hatte also einige Schwierigkeiten, als notwendige öffentliche Einrichtung anerkannt zu werden. Die Hotelgäste schienen sich nicht sehr für einheimisches Wohnen und Handwerk zu interessieren. Und die Hotellerie, welche den Charakter von St.Moritz radikal verändert hatte, die Gemeinde in ihrer damaligen und jetzigen Bedeutung eigentlich erst hatte entstehen lassen, bedurfte offenbar nicht so dringend einer historisierenden Selbstdarstellung, dass sie bereitwillig anstehende Kosten übernom-

ursprünglich an einen Preis von 600'000 Franken für das Museum gedacht und diesen schon 1906, also nicht erst 1908, als die Gesellschaft zur Erhaltung des Engadiner Museums gegründet wurde, zu realisieren gehofft hatte. Tungs Behauptung, wonach die kulturellen Absichten Campells geschäftliche Interessen nicht ganz zu verstecken vermocht hätten, scheinen im Licht dieser Informationen nicht unberechtigt gewesen zu sein.

men hätte. Behindert wurden die Bemühungen um das Museum ausserdem durch Streitigkeiten und Verdächtigungen verschiedener mehr oder weniger direkt an seiner Entstehung beteiligter Personen. Diese persönlichen Auseinandersetzungen waren zwar eben tatsächlich persönliche, da sie aber teilweise in der überlieferten Öffentlichkeit ausge tragen wurden und da sie immer wieder Finanzen zum Thema hatten, sind sie nicht einfach als zufällige und untypische abzutun.²⁹ Ausserdem ist die Entstehungsgeschichte des Museums deshalb von Interesse, weil sie die unterschiedlichsten Instanzen und Bereiche interessierte und (beispielsweise zwecks Finanzierung) in ein Verhältnis zueinander brachte, das den touristischen Hintergrund, vor dem sich alles abspielte, zu erhellen vermag. Vom Bundesrat bis zum (wahrscheinlich ausländischen) Bauarbeiter, vom Mitbesitzer und Direktor der Regionalbank bis zum Landschaftsmaler, vom Hotelgeranten bis zum Bauern, vom Schreiner bis zum Ständerat und Juristen, vom Arzt bis zum Journalisten mussten sich Leute mit dem Engadiner Museum beschäftigen. Ein wichtiger Grund dafür ist in der Tatsache zu suchen, dass im jungen Kurort, dessen saisonalen Gäste-Bewegungen die ökonomische Abhängigkeit allen klar vor Augen führten, jede in der Öffentlichkeit diskutierte Aktivität auch und zuerst einmal auf ihre Gewinnträchtigkeit hin untersucht wurde. Und das war erst recht der Fall, wenn wie hier viel Geld im Spiel war. Die Verweise auf die Vorteile uneigennütziger Zusammenarbeit und auf die angeblichen oder vermeintlichen Werte vor-touristischer Traditionen gab es auch. Sie schlugen bei ihren Versuchen, die Moralität der Heimatliebe zu definieren und das Museum in eine hehre regionale Historienreihe zu stellen, aber meist einen so hohen Ton an, dass ihre Rede die Entstehungsgeschichte eher kontrastiert als bestätigt.³⁰

29 Wie auch eine andere Museumsgründung die Bevölkerung von St. Moritz und des Oberengadins beschäftigte, ist nachzulesen in Dora Lardellis Text über «Giovanni Segantini und sein Museum. ...» Für die Einrichtung eines Segantini-Museums bildete sich 1907 ein «Comitato Segantini», denn auch diesmal sahen die interessierten Kreise das Engadin in Gefahr, kultureller Güter verlustig zu gehen, da akuten Geldmangels wegen der Abtransport eines guten Teils der bloss gemieteten Werke drohte. Wieder mussten der Bund und die Engadiner Bevölkerung zu finanziellen Leistungen animiert werden, damit eine museumswürdige Sammlung erhalten und ein Haus zu deren Präsentation erbaut werden konnte. Und der Arzt Oskar Bernhard spielte eine gewichtige Rolle im Entstehungsprozess auch dieses St. Moritzer Museums: zuerst einmal als Freund und Arzt Segantinis, dann aber auch als Präsident des «Comitato», das ab 1908 zum Vorstand eines Vereins für das Segantini-Museums wurde.

30 In einem «Aufruf an die Männer und Frauen des Engadins und Andere, die es lieb haben» liess die Kommission für die Erhaltung des Engadiner Museums in der Engadiner Post vom 23. Februar 1910 folgendes verlauten: «Vor hunderten von Jahren haben sich die Bewohner des Engadins die Hände gereicht zu gemeinsamer Tat, die sie noch heute ehrt. Sie haben im Herzen des Tales auf dem einsamen Hügel

Begebarkeit

Das Engadiner Museum stand am Kreuzungspunkt von Evozierungen einer Vergangenheit und den Bedingungen der Gegenwart. Die Zwänge der ersteren zu reziproken Hilfe- und Arbeitsleistungen, bewirkt durch die landwirtschaftliche Produktionsweise, wurden als freiwillige und uninteressierte Solidarität definiert. Die aktuellen Nutzungen landwirtschaftlicher Vorzüge zu touristischen Zwecken dagegen waren arbeitsteilig, viel kapitalintensiver und auf neue Weise konkurrenziell. Dennoch konnten 'Heimatschutz' und Hotellerie in Einklang miteinander ihre Ziele verfolgen. Da der Tourismus selbst eine kantonale und sogar nationale Aufgabe war, hatte oft auch gar kein Widerspruch zwischen ihnen bestanden. Der Gedanke, dass die grossen Hotelbauten ausserdem selbst schützenswerte Objekte sind,

hat sich zwar erst nach dem Zweiten Weltkrieg in grossen Teilen der biesigen Bevölkerung durchgesetzt, und auch das noch lange nicht bei allen. Und unterdessen bereut man ja schon viele Eingriffe, die im Innern der Häuser vorgenommen wurden. Am stärksten verändert wur-

von St.Gian mit ihren kargen Mitteln das erste und schönste christliche Gotteshaus des Engadins gebaut, eine Stätte der Anbetung, der Erweckung und des Trostes, die wohl unberechenbaren Segen dem Tale gestiftet hat. Vor wenigen von zehn Jahren haben die Urenkel das Beispiel der Ahnen befolgt und durch gemeinsame Mittel ein Heim ins Leben gerufen, das den Ärmsten der Armen dem Elend seiner eigenen Hütte entreisst und ihn in Sonnenschein und Liebespflege Krankheit und Siechtum unendlich weniger empfinden lässt als ehemals. Und heute ist aus freudigem Opfersinn ein drittes Werk entstanden, das neuerdings ehrend vom Gemeinsinn des Hochtales spricht und wie wenig es berufen ist, Heimatliebe und Heimatfreudigkeit ins Herz der neuen Generation zu pflanzen. Das Engadinerhaus ob dem leuchtenden Alpsee, genannt Museo engiadinais, ist eine Schatzkammer für jeden echt empfindenden Engadiner. Dort, wo er umgeben ist von all dem Schönen, was geschickte Hände mit fleissigem Sinn zu Nutz und Zierat fürs liebe Heim im Hochtal während einem halben Jahrtausend in köstlicher Mannigfaltigkeit geschaffen haben, dort träumt er sich hinein ins Leben der Vergangenheit, und vertraute Gestalten der Vorzeit erheben sich vor ihm, die die Heimat geliebt, und denen nachzufolgen Pflicht und Ehre ist. Wer pietätvoll irgend ein liebes Andenken von Vater oder Mutter treu bewahrt und hochhält, der ist nie ganz verloren, und ein Volk, das Sitte und Ding der Väter ehrt, hat nie sein Letztes an Kraft ausgegeben. Das Heim ob dem Quell des hl. Mauritius ist wie dieser berufen, ein Jungbrunnen für viele zu werden, aber erst, wenn im wohlverstandenen Interesse gediegener Aufbewahrung aus den einzelnen Häusern des Tales die erstmalig erworbenen Schätze sich kostbar äufnen, entrissen dem sonst alles verschlingenden Strudel der Zeit, und so und so viele Gegenstände dann von ebenso vielen wohlgesinnten und ehemals wohlbekannten Menschen reden, die Enkel in direktester Weise an die Dahingegangenen erinnernd - dann wird man Dank wissen, unaussprechlichen Dank denen, die erstmalig den Grundstein gelegt haben zu einem Kulturdenkmal eines Tales, das bei aller früheren Abgeschlossenheit eine stolzeste Geschichte aufweist. Aber - ist dieses köstliche Ding schon geborgen? Nein - noch einmal und so eindringlich wie je ertönt heute der Ruf: Engadiner stehet zusammen. Noch sind eine Anzahl von Euch fern ab vom gemeinsamen Werk; kommt und schliesst zur Ehre Eurer Heimat die Reihen! Und Ihr, Freunde des Engadins, wollet uns diesmal Eure freundschaftlichen Gefühle durch eine liebenswürdige Tat beweisen, indem Ihr durch Beteiligung an der Verlosung Euer Scherflein zum Gelingen eines Werkes beiträgt, das jedem biederem Engadiner Herzenssache ist und sein muss.›

den die Zimmer und Suiten dadurch, dass überall sanitäre Installationen eingebaut wurden. Das gab jeweils Platzprobleme. Aussen hat sich an den Kästen ja nichts geändert, oder nicht viel. Aber die Monopolstellung des Tourismus, allein schon die Tatsache, dass die Hotels einfach da waren — ich habe St.Moritz und das Tal ja immer nur mit den Hotels gekannt — machte sie zur Selbstverständlichkeit. Ob diese Hotels, die wie Ozeandampfer in einem Alpental stehen, schön sind oder nicht, fragte man sich gar nicht. ... Aber wenn ich nicht hier war und ans Tal dachte, auch schon vor dem Krieg war das so, da kamen mir nicht zuerst die Hotels in den Sinn, sondern die Landschaft und dann die Engadinerhäuser. Und dabei habe ich hier immer in Pontresina oder in St.Moritz gewohnt, wo es keine oder nur noch wenige solcher Häuser hat.»

Die Erinnerung dieser Informantin vergisst die Hotels nicht, aber es gelingt ihr, sie beiseite zu schieben, andere Teile des Tales ins Zentrum ihres Bildes zu rücken, die Landschaft aus ihrem touristischen Beschlag zu lösen und sie als hauptsächlich landwirtschaftlich genutzte zu verstehen. Die Ansprüche der Hoteliers an die Landschaft des Oberengadins waren aber gross. Besonders die sich rasch vergrössernde Bedeutung des Wintersports machte die Präsenz der Hotellerie auch dort sichtbar, wo nicht die Hotels selbst Raum belegen. Der vorhandene Raum, der öffentliche und der private, der bebaute und der unbebaute, waren ob der sich ausbreitenden Hotellerie und der in ihrem Gefolge entstandenen wirtschaftlichen und sportlichen Tätigkeiten zum knappen Gut geworden, um das es zu Auseinandersetzungen kam, die neuartiger Regulationen bedurften. Die Notwendigkeit beispielsweise, den Skifahrern genügend Platz zur Ausübung ihres Vergnügens zu bieten, machten die Hänge über St.Moritz, die eben noch 'Landschaft' und landwirtschaftliche Nutzflächen gewesen waren, zum Ort, an dem unterschiedliche Interessen aufeinandertrafen (vgl. eP, 19. März 1935).

Die Hotellerie und die sich direkt von ihr ableitenden Erwerbszweige hatten aber schon früher den öffentlichen Raum stark beansprucht. Besonders deutlich wird das am See, dessen Eisdecke in der Wintersaison gleichzeitig Spaziergängern, Eisläufern, Reitern und dem Skijöring, Kutschen, Pferderennen und Flugzeugen als mehrfach nutzbarer Ort diente. Einige der St.Moritzer Hotels verfügten zwar über eigene Eisplätze, die den Hotelgästen Betätigungsmöglichkeiten boten. Die Attraktivität des Seeees litt allerdings kaum unter dieser künstlichen Konkurrenz. Die intensive Nutzung des zugefrorenen Sees blieb zudem nicht den Hotelgästen vorbehalten. Vom Begehen der Eisdecke waren die Einheimischen nicht ausgeschlossen, hier fand sich ein Ort, an dem sich Wohnbevölkerung und Touristen unterschiedslos vergnügen konnten. Eine Informantin aus St.Moritz wies auch darauf hin, wie erfreulich

es sei, dass es gelang, das gesamte Seeufer der allgemeinen Zugänglichkeit offenzuhalten: *«Die Engadiner insgesamt dürfen stolz darauf sein, dass die Seeufer nirgends überbaut sind, sondern überall freigehalten wurden. Das sieht jetzt selbstverständlich aus, war es aber gar nicht immer. Aber bis auf den heutigen Tag kann jedermann an den Ufern der Seen spazieren und sich an den Schönheiten erfreuen.»*

Auf anderen öffentlichen Plätzen und in anderen Einrichtungen, welche Einheimischen und Gästen im Prinzip unterschiedslos offenstanden, war die Vermischung schon weit problematischer: Der einheimischen Bevölkerung wurde beispielsweise klargemacht, dass sie die Bedürfnisse der Touristen zu berücksichtigen hat und den Fremden den vor allem ihnen zugedachten Raum nicht streitig machen dürfe. Als für die Konzerte des Kurorchesters neu ein Eintrittsgeld von 50 Rappen erhoben wurde, führte das zu Protesten von St.Moritzern. Der Kur- und Verkehrsverein dagegen verwies auf die Notwendigkeit einer Regulierung des Erscheinungsbildes der Konzertbesucher. Gleichzeitig mit dem Bestreben, den öffentlichen Raum als hauptsächlich den Gästen reservierten zu deklarieren, wurden Regeln aufgestellt, wie dieser Raum zu begehen sei: Aufgrund wiederholter Klagen wurde in der Presse festgestellt,

«dass am Konzert oft die besten Plätze von Einheimischen besetzt und somit den Gästen vorenthalten waren. Der Konzertangelegenheit muss ein gewisses Dekorament gewahrt bleiben, und da geht es wirklich nicht an, je nach der Toilette zwei Klassen von Einheimischen auszuscheiden. Derjenige aber, der sich zur Entrichtung des Eintrittsgeldes entschliesst, der richtet sich in Bezug auf Toilette in der Regel von vorneherein danach ein.» (eP, 20. August 1932)

Noch deutlicher wurden die Bewohner von St.Moritz in Klassen geteilt und um Zurückhaltung gebeten, als es um die Benutzung des 'Kinderparadieses' ging, einen Spielplatz und Hort, den die Gemeinde für Kinder von Gästen eingerichtet hatte:

«Die Tatsache, dass die Gäste ihre Kinder nur mit grossem Widerwillen ins Kinderparadies schicken, wenn dort alle Klassen der Bevölkerung Zutritt haben, wurde schon oft belegt und kann auf grund neuester Vorkommnisse neuerdings belegt werden. Nun wird doch jeder unvoreingenommene St.Moritzer zugeben müssen, dass wir unsere Kurortseinrichtungen unter grossem Kostenaufwande in erster Linie zugunsten unserer Gäste geschaffen haben, und es geht nicht an, hier die Gleichberechtigung aller durch die Gemeindesubvention begründen zu wollen.» (eP, 20. August 1932)

Ganz unverblümt wird hier die soziale Trennung als unabänderliche und folgenreiche dargestellt. Ausserdem wird auf die Notwendigkeit

hingewiesen, dass die einheimische Bevölkerung Einrichtungen mitfinanziert, die ihr selbst nur theoretisch offenstehen. Eine Segregation ist damit nicht gemeint: Selbstverständlich blieben der öffentliche und der halb-öffentliche Raum allen Personen begehbar, die bereit waren, sich dessen Regeln anzupassen. Oft hiess dies allerdings auch, dass sie als Konsumenten aufzutreten hatten: Die Restaurants beispielsweise wurden von Einheimischen entsprechend ihren finanziellen Möglichkeiten sowie ihren sozialen und politischen Loyalitäten besucht, wie die Informanten aus St.Moritz betonen. Überhaupt bediente das lokale Gewerbe nicht nur die Hotelgäste, sondern auch die Einheimischen. Die Nahrungsmittelläden, die Kleider-, Schuh- und Sportgeschäfte, die Papeterien und die Eisenwarenhandlung, einige der Restaurants — 1924 gab es 65 davon in der Gemeinde St.Moritz (vgl. fE, 16. Dezember) —, die Lokale der Tabakwarenhändler und der Photographen, die Apotheken und die Sprechzimmer der Ärzte verdankten ihre Zahl oder ihre Grösse, die Breite ihrer Sortimente und das Angebot an Leistungen aber den Bedürfnissen der Hotelgäste (und der Hotels selbst), obwohl die ganzjährige einheimische Kundschaft ihnen ebenfalls unerlässlich war. Einer allgemeinen Zugänglichkeit entzogen waren dagegen die Hotels. Hier fand nur Eingang, wer Gast war oder wer hier arbeitete. Ausser dem Hotelpersonal, dem durch die Spezialisierung seiner Aufgaben nur ganz bestimmte Bereiche der Häuser zugänglich waren, andere aber strikt verschlossen blieben, betraf letzteres bisweilen Handwerker und Lieferanten, die für einen Auftrag ins Hotel kamen. Arbeiten, die nicht von den im Hotel beschäftigten Berufsleuten wie Schreibern, Schlossern, Tapezierern und Elektrikern etc ausgeführt werden konnten, vor allem Um- und Ausbauten, öffneten die grossen Häuser ausnahmsweise Aussenstehenden. Die Hotels waren der wichtigste und augenfälligste Teil der Tourismusorte, gleichzeitig waren sie aber der den Einheimischen am schwierigsten zugängliche — als Hotelangestellte waren ja nur äusserst wenige Oberengadiner engagiert.

Die kurzfristigen berufsbedingten Besuche von Einheimischen blieben deshalb auch gut in Erinnerung: *«Mein Vater war nicht oft in Hotels, nur für kleinere Umbauten und Neueinrichtungen. Und einmal veranstaltete der Besitzer ein kleines Aufrichtfest. Das war eine grosse Ausnahme. Sonst mieden diese Leute Ausgaben, die nicht unbedingt nötig waren. Und mein Vater erhielt eine 50 cm lange Schokolade: die solle er mir bringen, hatte der Hotelier gesagt.»* Ein anderer Informant erinnert sich, für das elterliche Geschäft Botengänge in die Hotels ausgeführt zu haben, wobei ihm aber nur ein ganz enger Bereich der Häuser offenstand: *«Ich brachte kleine Waren in die Hotels, welche*

Gäste hatten bestellen lassen. Vor allem in zwei Häuser. Aber die Gäste oder deren Zimmer sah ich nie. Ich kam immer nur bis zum Concierge, bei dem ich die Sachen ablieferte.› Dabei durfte er immerhin den Haupteingang benützen. Ein Bauer, der Milchwaren und einige andere Produkte aus seinem Betrieb an ein Hotel abgab, hatte direkt in die Küche zu gehen oder zum Lieferanteneingang: *›Ich weiss eigentlich gar nicht, wie es in den Hotels aussieht, oder nur in der Küche. Andere Teile des Hauses habe ich nur durch die Eingangstür oder auf Photos gesehen. Aber vielleicht hat es mich auch nicht so stark interessiert, sonst hätte ich mich bemüht. Allerdings wäre es nicht leicht gewesen hineinzukommen; wer da nichts verloren hatte, der kam nicht rein.›*

Es waren am ehesten noch die Kinder, welche zu bestimmten Gelegenheiten Einlass fanden in die Hotels, sich durch einen Augenschein Bilder machen konnten vom Leben der Gäste in der exklusiven Umgebung. Besonders in der Zwischensaison wurden Schulfreundinnen und -freunde, manchmal ganze Klassen, von Hotelierskindern eingeladen. Die leeren Häuser waren dann jeweils einigermaßen uneingeschränkt begehbar und eigneten sich deshalb bestens für ausgelassene Spiele.

›Die Treppengeländer haben mir den stärksten Eindruck hinterlassen. Da versuchte ich runterzurutschen. Ich hatte sonst noch nie so lange Treppengeländer gesehen. Ich konnte in ein Hotel, weil ich in die gleiche Schulklasse ging wie der Sohn eines Hoteliers. Der hatte viele von uns zu einem Geburtstagsfest bei sich eingeladen. Wir wurden in der Küche bewirtet. Und nachher sind wir im Haus rumgetollt. Verstecken haben wir gespielt. Diese langen Gänge! Und wenn wir dann noch ein unverschlossenes Zimmer fanden, freuten wir uns natürlich gewaltig. Aber später, nach der Schulzeit war ich nie mehr in einem Hotel. Nicht einmal in der Halle. Was sollte ich dort auch tun? Ja, ins Restaurant eines Hotels, da ging man schon manchmal, aber eigentlich auch sehr selten, wenigstens am Abend. Vielleicht einmal mit der Frau, essen. Allerdings gab es in einem Hotel einen Stammtisch, an den ich morgens lange Zeit hinging. Von diesem Stamm wusste wohl das ganze Dorf. Es gab auch andere Stammtische, aber meistens nicht in Hotel-Restaurants. Nein: wenn man nicht etwas Bestimmtes zu tun hatte, ging man nicht ins Hotel. Und weil ich es als Kind gesehen habe, weiss ich, wie es drinnen aussieht. Jetzt bin ich nicht mehr so neugierig. Und ich habe natürlich Hotels gesehen von innen: wenn ich selbst in die Ferien ging, nach Italien zum Beispiel.›

Eine weitere Gelegenheit, in die Räumlichkeiten von Hotels vorzudringen, die üblicherweise den Gästen vorbehalten waren, ergab sich anlässlich bestimmter öffentlicher und halböffentlicher Veranstaltungen und Versammlungen. Einige Hoteliers stellten ihre Säle gelegentlich Parteien und Vereinen zur Verfügung, damit diese ihre Meinungen

kundtun oder ein Unterhaltungsprogramm zeigen konnten. Mindestens eine Vor-Wahl-Veranstaltung im Hotel Schweizerhof wurde im Abschnitt über die kommunale Politik erwähnt. Und von Vereinsanlässen, die in Hotels stattfanden, wird später die Rede sein. Auch öffentliche Ausstellungen und Filmvorführungen fanden in den Zwanzigerjahren und früher, vor der Eröffnung des ersten Kinos von St. Moritz, gelegentlich in Hotels statt, beispielsweise im Palace.³¹ Neben solchen Veranstaltungen, die auch das 'Tonfilm-Theater Palü' im Golf-Hotel des Alpes in Samedan organisierte, wurden auch Vorträge und Versammlungen in Hotels durchgeführt. Die meisten dieser in Hotels organisierten Anlässe fanden in den touristenschwächsten Monaten statt. Zur grundsätzlichen räumlichen Ausscheidung von touristischen und einheimischen Bedürfnissen kam also noch eine zeitliche. Es waren immer geplante und geordnete Gelegenheiten, welche die sonst übliche, strenge Segregation zwischen dem den Hotelgästen und dem allgemein zugänglichen Raum aufhoben. Den aufgezählten Beispielen ist ausserdem gemein, dass sie einen klaren — politischen, didaktischen oder wirtschaftlichen — Zweck verfolgten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass bestimmte Nutzungen von Räumen in Hotels durch Dritte auch zu Kritik Anlass gaben; dann nämlich, wenn sie ähnliche Interessen konkurrenzten, die sich die Hotels aber nicht zum Ort ihrer Realisierung machen konnten. Unter dem Titel 'Unredliche Konkurrenz' erschien am 24. Januar 1919 im Fögl d'Engiadina ein Artikel, der sich dagegen wehrte, dass Hotels von auswärtigen Gewerbetreibenden zu geschäftlichen Zwecken genutzt werden:

«Der Handels- und Gewerbeverein des Ortes hatte schon wiederholt Gelegenheit, auswärtige Konkurrenz zu bekämpfen, die sich nur für kurze Zeit hier einrichtet, in Hotels oder anderswo Ausstellungen ihrer Ware veranstaltet, weder Steuern noch Mieten für ein Ladenlokal bezahlt, gute Geschäfte macht und dann verschwindet. Ein neuer Fall solchen Verhaltens ist die Modeausstellung eines Wiener Unternehmens, die gegenwärtig in einem Hotel stattfindet und Tag für Tag hunderte von

31 Vor der Eröffnung von Kinosälen hatte auch der Kursaal der Vorführung von Filmen gedient. Eine Einladung zu zwei Veranstaltungen ins Palace tönte so: «Offizielles Programm des Verkehrsvereins. Um unsere Leser zu informieren, von denen vielleicht der eine oder andere gerne künstlerische und belehrende Vorführungen einer bei uns ziemlich unbekanntem Art besuchen würde, drucken wir heute folgendes ab: 'a) Bilderausstellung, durchgeführt von der Gesellschaft engadinischer Künstler ... im Palace, vom 10. - 30. August. An ihr nehmen u.a. teil die bekannten Künstler E.Vital, Ftan, G.Segantini, Maloja, Menni, Samedan, Salis, St.Moritz, Giacometti, Stampa, A.Christoffel, S-chanf - Zürich. b) Cinematograph im Palace (getrennter Eingang). Am 2. und 3. August eröffnen zwei Vorführungen offiziell den Cinematographen, der zuerst die Filme der Flüge Bidens über die Schweizer Alpen zeigen wird. Beginn um viertel vor neun abends. Dann die Komödie 'Meine Frau, die Filmschauspielerin' mit der berühmten Schauspielerin Ossi Oswald, wie auch andere Kunstgattungen.» (fE, 1. August 1919)

Personen anzieht. ... Der Vorstand des Vereins sieht sich genötigt, gegen dieses Vorgehen zu protestieren und hat sich mit seinem Protest an den Verwaltungsrat des Hotels gewandt, an den Hotelierverein und an den kantonalen Gewerbeverband.»

Wie heftig die Konkurrenz des Gewerbes war und wie sehr diese Konkurrenz auch als Kampf um Raum ausgetragen wurde, zeigte gut zehn Jahre später ein Entschluss des Hotelier-Vereins von St.Moritz und der *«Vereinigung der fünf grossen Hotels ... [, die sich] in zuvorkommender Weise bereit [erklärten] ... jegliche Art von Ausstellungen in den Hotelräumen, welche hier ansässige Geschäfte konkurrenzieren könnten, zu verbieten»* (eP, 11. Dezember 1930).³² Die Hotels wurden so auch zum Ort der Auseinandersetzung um die Betätigungsmöglichkeiten des von ihr abhängigen Gewerbes. Von unterschiedlichen Interessengruppen angemeldete Ansprüche machten die oberengadinische Umgebung zu einem wirtschaftlich mehrfach definierten Raum.

Die ökonomische Vormachtstellung der Hotellerie war zwar unbestritten, sie garantierte aber nicht ein problemloses Verhältnis zu anderen Gewerben; und diese Gewerbe ihrerseits standen zueinander teilweise in einer Konkurrenz, welche gelegentlich recht erbittert geführt wurde. Unter der hotelleristischen Dominanz erlebte die kommunale Wirtschaft die Bewegungen, welche auch den Tourismus trafen. Sie musste ausserdem auf eine Weise funktionieren, die alle beteiligten Gruppen und Individuen so weit befriedigte, dass sie ihre Interessen für die gesamte Wirtschaft des Ortes nicht verloren und ihre eigenen Absichten nicht in Opposition zu den dominierenden brachten. *«Auch weil es in der Zwischenkriegszeit so viele Krisen gab, war die Stimmung unter den Geschäftsleuten oft angespannt»*, erinnert sich ein Gewährsmann, dem hauptsächlich die oft harten Geschäftsgebaren in Erinnerung geblieben sind: *«Man musste schauen, dass man zu seiner Sache kam. Die Hauptsaison war jeweils sehr kurz, bloss etwa sechs Wochen. Gerade die Geschäftsinhaber mussten da einen guten Teil ihres Jahresumsatzes erzielen. Deshalb ist ihre Nervosität verständlich. Geschenke machten sich die nicht. Man hatte immer die Augen offen, ob nicht jemand einem Konkurrenz machte.»* Kontinuierlich wurde zu bestimmen versucht, auf welche Weise verschiedene wirtschaftliche Interessen wahrzunehmen, zu schützen und aufeinander abzustimmen seien.

32 Allerdings drehte der Hotelier-Verein den Spiess auch um und beklagte sich über Konkurrenzierungen, die seinen Mitgliedern durch Handel und Gewerbe widerführten. Er wies darauf hin, dass die hiesigen Geschäfte *«... durch einen grossen Verschleiss von Getränken aller Art die Hotels konkurrenzieren.»* (eP, 11. Dezember 1930)

Einig war sich das lokale Gewerbe in den Bemühungen um Schutz gegen auswärtige Konkurrenz. Im Jahr 1937, rechtzeitig auf die Wintersaison hin, wurde vom Gemeinderat eine neue 'Photographenverordnung' erlassen, nach der *jedes berufsmässige Photographieren ohne Auftrag auf sämtlichen Strassen und Plätzen der Gemeinde St.Moritz untersagt ist, gegen Bussung im Übertretungsfall.* (eP, 9. November 1937) Diese Verordnung richtete sich gegen Strassenphotographen, die zum Teil zwischen verschiedenen Fremdenverkehrsarten im In- und Ausland hin und her pendelten, um — ohne über ein Geschäftslokal zu verfügen — gegen ein Entgelt Touristen abzulichten. Die in St.Moritz ansässigen Photographen verteidigten hier erfolgreich ihr Territorium; der öffentliche Raum in der Gemeinde wurde einem einheimischen Gewerbe reserviert. Um solche Vorhaben erfolgreich durchführen zu können, war es günstig, wenn entsprechende Absichten nicht einfach von Individuen verfolgt wurden. Es bedurfte der Vereine und Verbände, um wirtschaftliche Interessen zusammenzufassen, zu ordnen und möglichst gut aufeinander abzustimmen.

Vereine und Veranstaltungen

Das 'Adress-Buch' der Gemeinde St.Moritz, welches 1933 vom Handels- und Gewerbeverein des Ortes zum ersten Mal herausgegeben wurde, zählt über 70 Gesellschaften und Vereine auf, in denen sich Einheimische, Private und Organisationen, gruppieren konnten. Nicht mitgezählt sind dabei jene Sozietäten und Clubs, welche bloss Hotelgästen offengestanden haben dürften, da sie mit einem der Häuser am Ort verbunden waren. Dass es solche Clubs gab, charakterisiert den Oberengadiner Tourismus auch noch der Zwischenkriegszeit als einen der langen Aufenthalte und der jahrelangen Treue vieler Gäste zum Ort und zu einzelnen Hotels. So waren beispielsweise fünf der sechs Curling-Clubs, welche in den Dreissigerjahren ihren Sitz in St.Moritz hatten, nach den Hotels benannt, auf deren Eisplätzen die Spieler — Gäste dieser Häuser — sich trafen. Neben den Skiclubs von St.Moritz und Champfèr gab es einen 'Ski-Club Corviglia', einen 'Ski- and Sporting Club St.Moritz', einen 'Ski-Club Suvrettahaus', einen britischen Langlauf-Club und einen ebensolchen 'Ski-Jumping Club', die alle von ausländischen Gästen des Ortes präsiert wurden. An der Existenz solcher Vereine wird aber nicht nur die Konstanz deutlich, mit welcher sich ein Teil der Gästeschaft in St.Moritz einfand, sondern auch wieder die Trennung zwischen Einwohnern und Gästen. Der 1888 gegründete St.Moritz Tobogganing Club beispielsweise war — nach den Worten

eines Mitglieds — ein britischer Club mit schwacher ausländischer Beteiligung. Es ist klar, dass diese Gäste-Clubs für das gesellige Leben im Dorf keine oder eine sehr geringe, oft nicht nur personell, sondern auch zeitlich reduzierte Rolle spielten, dass viele Einheimische von ihrer Existenz gar keine Kenntnis hatten. Umgekehrt waren aber Vereine, deren Mitglieder sich ausschliesslich oder doch zum allergrössten Teil aus Einheimischen rekrutierten und deren Ziel nicht in der Vertretung wirtschaftlicher Interessen bestand, eng mit dem Tourismus verbunden; etwa dadurch, dass sie Aktivitäten von Hotelgästen zum Vorbild hatten oder dass sie deren Ausübung fördern wollten.

Die Mitgliedschaft in bestimmten Vereinen war ihrerseits nicht in jedem Fall und ausschliesslich mit der Freude an Geselligkeit oder der Lust am Verfolgen des Vereinsziels begründet. Das Mitmachen in einem Verein konnte Teil ökonomischer Strategien von Individuen sein, die ihre Möglichkeiten der Teilnahme am touristischen Geschäft verbessern und ihre gesellschaftlichen Beziehungen vermehren und verstärken wollten. Verbindungen zwischen dem Tourismus und lokalen Vereinen funktionierten auch insofern, als letztere Anlässe mitgestalteten und verschönerten, die für Touristen durchgeführt wurden. Solche Verbindungen zeigen das Interesse der Hotellerie an der Existenz von Vereinen und lenken den Blick auf einen neuen Aspekt des Verhältnisses zwischen einheimischer Bevölkerung und Hotellerie. Nicht nur Individuen, ihre wirtschaftlichen und politischen Vorstellungen, sind es hier, welche vom Tourismus geformt werden, sondern auch ihre Gruppierung zu freizeithlichen und in einem engen Sinn 'kulturellen' Zwecken. Die den Bewohnern von St.Moritz gebotenen Möglichkeiten, sich ausserhalb der Arbeit und anders als aufgrund beispielsweise politischer Gemeinsamkeiten miteinander zu verbinden, wurden also ebenfalls im Gefolge der Hotellerie, mit ihrer Unterstützung oder mit ihrer Duldung, wahrgenommen. Alle Gesellschaften von St.Moritz — nicht nur der Hotelier- oder der Kur- und Verkehrsverein, der Handels- und Gewerbeverein oder der Grundeigentümerverband — waren auf den Tourismus ausgerichtet.

Sportvereine

So war die Bedeutung des Ski-Clubs 'Alpina' seit seiner Gründung im Jahr 1903 eine doppelte: der Verein gab Einheimischen die Möglichkeit, einen Sport organisiert durchzuführen, ihn unter Umständen überhaupt zu erlernen. Gleichzeitig spielte er auch eine wichtige Rolle *in der Geschichte des Weltkurortes St.Moritz sowie in der Entwicklung des Skisportes. ... Die Vorstandsmitglieder und die zahlreichen Funktionä-*

*re waren vor allem durch die Organisation von Grossveranstaltungen sehr stark beansprucht.*³³ Die Propagierung des Skisports geschah zu einem wichtigen Teil mittels der Durchführung von Wettläufen und -springen und war so erfolgreich, dass die Wintersaisons schliesslich die Bedeutung des Sommertourismus in St.Moritz und im Oberengadin übertrafen. Schon seit 1905 existierte in St.Moritz mit der Julierschanze eine bedeutende Einrichtung, auf der jedes Jahr einige grosse und mehrere kleine Anlässe organisiert wurden. Und 1928 war die 'Alpina' auch an der Planung und Organisation der olympischen Winterspiele beteiligt. Erster Präsident des Vereins war Emil Thoma-Badrutt, nachmaliger Hotelier auf Chantarella und Initiant der Corviglia-Bahn, von 1906 bis 1908 auch Präsident des Schweizerischen Skiverbandes, freisinniger Gemeinde- und Grossrat. Carl Nater, der ab 1926 parteiloser St.Moritzer Gemeindepräsident war, stand der 'Alpina' zwischen 1917 und 1920 sowie von 1931 bis 1934 vor.³⁴ Er unterstrich die öffentliche Bedeutung des Vereins beispielsweise anlässlich der Generalversammlung des Clubs von 1932, als die Presse folgendermassen berichten konnte: *«Ein warmer Apell des Präsidenten zu geschlossener Mitarbeit richtete sich an die Interessengruppen des Ortes; denn die Alpina-Angelegenheiten sind gleichzeitig St.Moritzer Angelegenheiten.»* (eP, 3. Dezember 1932)

Die grosse Bedeutung des Skiclubs für den Fremdenverkehr erwies sich auch an dessen heterogenen Mitgliedschaft. Die Aufnahme auswärtiger und ausländischer Personen in die 'Alpina' war eines der raren Beispiele für eine Vermischung von St.Moritzern und Hotelgästen zu einer gemeinsamen Aktivität. Dass diese Aktivität eine sportliche und ausserdem relativ junge war, ist kein Zufall: Noch nicht eindeutig konnotiert und grundsätzlich beiden zugänglich, wurden das Skifahren und seine soziale Bedeutung eben erst definiert, und zwar von Gästen und Einheimischen gemeinsam. Der Anteil nicht-ortsansässiger Mitglieder (die zum allergrössten Teil ausländischer Herkunft waren) stieg seit der Gründung des Skiclubs im Jahr 1903 mit einem Einbruch während des Ersten Weltkriegs kontinuierlich an, um 1924 mehr als einen Drittel

33 So schreibt 1978 der Präsident des Skiclubs im Vorwort zur Publikation aus Anlass des 75jährigen Bestehens des Vereins (von Planta s.a.b:9). Der Verfasser selbst leitet sein Vorwort folgendermassen ein: *«Die 75jährige Geschichte des Skiclubs Alpina St.Moritz ist ein getreues Spiegelbild von der Entwicklung des Skisportes in St.Moritz.»* (s.a.b:10)

34 Nachdem bis 1928 *«die Inhaber des Präsidentenamtes und der Vorstandschargen»* der Alpina *«am laufenden Band»* änderten (vgl. von Planta s.a.b:54), kam es zu einer Beruhigung, als zwischen 1928 und 1931 sowie von 1934 bis 1939 Josef Brander das Amt des Skiclubpräsidenten innehatte. Brander war zwar nicht Hotelier und auch nicht in einem gewählten Gemeindeamt, als vom Kur- und Verkehrsverein angestellter Buchhalter hatte aber auch er eine sehr direkte Beziehung zur Hotellerie und zur Offizialität der Gemeinde St.Moritz.

der 368 Aktiv- und Passivmitglieder auszumachen (vgl. Jilli 1924:12).³⁵ Der Skiclub funktionierte auch insofern in Hinblick auf die Gäste, als sein Vorstand *«durch eine weitere ständige Veranstaltung, 'das Mittwochrennen für Gäste' hofft ..., einem schon oft festgehaltenen Bedürfnis Rechnung zu tragen»*. (eP, 26. November 1935) Bedeutungsvoll für den Kontakt zwischen Einheimischen und Touristen war der Skiclub aber nicht bloss wegen der gemischten Mitgliedschaft und wegen einzelner Anlässe, sondern auch wegen der Tatsache, dass er das Skilehrerwesen von St.Moritz zu kontrollieren versuchte. Die Skilehrer bildeten jenen Teil der einheimischen Bevölkerung, der — wie die Bergführer — im engsten und ausgiebigsten Kontakt mit den Fremden standen. Auch deshalb wurde der Organisation der Skilehrer so grosse Bedeutung beigemessen. Die lokalen Interessen kamen dabei zwar verschiedentlich in Konkurrenz zu kantonalen und nationalen Vorstellungen bezüglich der Ausübung des Skilehrerberufes, welche in der Zwischenkriegszeit auf verschiedenen Ebenen vorerst unterschiedlich geregelt wurde, behindert sahen sich dadurch die rasante Entwicklung des Skifahrens und die sie begleitende Euphorie aber nicht:

«Mit der Entwicklung des Skisportes traten schon bald die ersten Skilehrer in Funktion. Junge einheimische Sportleute, zu denen sich bald auch solche von auswärts und vom Ausland hinzugesellten, führten die immer zahlreicher werdenden Skienthusiasten in die Geheimnisse der langen Bretter ein. Herrschten in den ersten Jahren in bezug auf die Entschädigung für die Erteilung des Skiunterrichtes grosse Unterschiede, so fanden diese im Winter 1910/11 mit der Inkraftsetzung eines allgemein gültigen Skiregularivs durch die Gemeindebehörden von St.Moritz ein Ende. Im Jahr 1911/12 zählte man in St.Moritz 7 patentierte Skilehrer, 1920/21 deren 10 und 1923/24 deren 36.» (von Planta s.a.b: 31)

1926/27 arbeiteten in St.Moritz schon 65 Skilehrer und eine Skilehrerin, die alle Mitglieder der 'Alpina' sein mussten. Im selben Winter, am 20. Januar, wurde im Kanton Graubünden vom Volk ein neues Skilehrergesetz angenommen, das Ordnung in einen relativ neuen Berufsstand bringen und die einheimischen Skilehrer vor auswärtiger Konkurrenz schützen sollte. Die Probleme des Berufsstandes waren damit aber noch nicht gelöst, und die Strukturierung des bisher von den Skilehrern individuell gestalteten Skiunterrichts ging weiter: Im

35 Wie eng die Verbindung zwischen dem Skiclub und der Entwicklung von St.Moritz war, zeigen die sich verändernden Mitgliederzahlen des Vereins überhaupt (vgl. von Planta s.a.b:200): Von 1930 bis '34 sanken die entsprechenden Werte von 780 auf 451, also um über 42%. Und der grosse Anteil von Passivmitgliedern belegt, für wie wichtig die Förderung des Skisportes gehalten wurde im Fremdenverkehrsort, das sich immer stärker zu einem Wintersportort entwickelte.

Winter 1931/32 nahm eine Skischule in St.Moritz ihren Betrieb auf, nachdem *«die Hotellerie ... die Skischule als Notwendigkeit [erachtete und darauf hinwies], dass das Fehlen einer solchen einen Abgang von Gästen zur Folge hätte.»* (von Planta s.a.b:44)³⁶ Noch die Art des erteilten Unterrichts stand unter dem Einfluss der Hotellerie: *«Einem seitens der Hotellerie zum Ausdruck gebrachten Wunsche Raum gebend, hat sich die St.Moritzer Skilehrerschaft entschlossen, zwecks Erreichung einer Vereinheitlichung der Skilehrmethode einen durch die Interverbands-organisation durchzuführenden Instruktionskurs zu besuchen.»* (eP, 1.Dezember 1932)³⁷

- 36 Dass die direkte wirtschaftliche Beteiligung Einheimischer an der sportlichen Betätigung von Gästen aber auch in Widerspruch zu den Interessen der Hoteliers hatte geraten können, zeigt der Rückblick auf die Geschichte des Bergführervereins von Pontresina: *«Es bildeten sich zwei Fronten. Auf der einen Seite die Bergführer, auf der anderen Seite die Hoteliers. Die Führer verfochten mit Vehemenz ihre Anliegen gegenüber den Touristen. Auf der anderen Seite setzten sich die Hoteliers für ihre Gäste ins Mittel. Die Fronten versteiften sich im Laufe der Zeit immer mehr, so dass nur eine unparteiische neutrale Instanz diese Streiterei schlichten konnte. Und da schaltete sich der SAC ein, respektiv es wurden von dieser Seite sehr viele Vorstösse unternommen, um endlich das Bergführerwesen gesetzlich zu verankern, obwohl aus Bergführerkreisen von Pontresina eine starke Opposition entstand. Die älteren aber auch tüchtigsten Bergführer waren jeder Einschränkung ihrer Berufsfreiheit abhold. So erklärten sie, dass die Idee, Kurse für Bergführer einzuführen, vollständig überflüssig wäre. Sie wehrten sich auch gegen diese Männer vom SAC, die für die Patentierung absolut nicht fähig und zuständig wären. Trotz Opposition im Dorfe Pontresina erliess der Grosse Rat 1902 ein Führer-Reglement, nachdem die bündnerischen Alpen-Club-Sektionen zur Vernehmlassung eingeladen waren. Dieses Reglement befriedigte die Interessen vieler Kreise nicht, weshalb der Kleine Rat 1906 an den Grossen Rat mit dem Entwurf eines Gesetzes betr. Führerwesen gelangte. Dieses Gesetz wurde am 17. März 1907 vom Volk mit schwachem Mehr angenommen und auf den 1.1.1908 in Kraft gesetzt.»* (Golay s.a.:127)
- 37 So wichtig waren das Skifahren und sein Unterricht, dass die lokale Presse detaillierte Angaben zur Skitechnik machen konnte; offenbar wurde damit gerechnet, dass solches auf allgemeines Interesse stösst: *«Ausgehängte Plakate erinnern uns daran, dass nun auch unsere Schweizer Skischule ihren Betrieb aufgenommen hat. Sie steht unter der Leitung der beiden bewährten Skiinstruktoren Chr. Caseel und Boz und wird somit in der Lage sein, auch fernerhin allen Ansprüchen seitens unserer Gäste zu genügen. In welcher Weise in einer Schweizer Skischule unterrichtet wird, zeigen folgende Ausführungen eines Fachmannes: Der vollständige Stoffplan gliedert sich in die folgenden Teilgebiete: das Gehen: Auf die korrekte Erlernung des Gehens wird grosser Wert gelegt. Aus dem Gehschritt wird der Gleitschritt entwickelt. Der Gleitschritt ist eines der Fundamente des Skifahrens. Korrektes Gehen im Zweisritt, Dreisritt, Viersritt ist die Grundlage rascher, freier Bewegung im Gelände. Für den Aufstieg werden Steigschritt, Treppenschritt und Grätenschritt gelehrt. Zum Wenden in der Ebene und am Hang dient die Spitzkehre. Das Fahren: Die Erlernung der richtigen Fahrstellung ist besonders wichtig. Der Einfluss der Vorlage und Rücklage, der hohen, mittleren und tiefen Stellung müssen erfasst werden. Auch die Ausfallstellung gehört dazu. Von ganz besonderem Wert für die Fahrschulung ist das richtige Einüben des Fahrens vom Hang in die Ebene, durch Mulden, über Wellen und von der Ebene in den Hang. Diese grundlegenden Übungen legen das Fundament zu gutem, sicheren Geländefahren. Drehschritt aus der Fahrt und Schlittschuhschritt vervollständigen die Fahrübungen. Die Fahrtbremsung: Als wertvolle Hilfe für den angehenden Geländefahrer und als unerlässliche Übung für Richtungsänderungen und Schwünge wird das beidseitige Stemmen (Schneepflug), dann das einseitige Stemmen und das seitliche Abrutschen zum*

Die Reglementierung, welche im Skiwesen im Gang war, wurde in St.Moritz aber nicht nur begrüsst. Am 17. November 1933 erliess die Kantonsregierung nämlich ein weiteres Regulativ, *«wonach einzig und allein der Name 'Schweizerische Skischule' zur Anwendung gelangen darf, für jeden Kurort nur eine Bewilligung erteilt wird und der Leiter neben dem kantonalen Skilehrerpatent auch das schweiz. Brevet des Interverbandes besitzen muss.»* (eP, 2. Dezember 1933) Da in St.Moritz auch eine 'Internationale Ski-Schule der Gebrüder Testa' bestand, die ihrerseits *«mithelfen [möchte], den Skilauf unter den Einheimischen zu fördern und ... zu diesem zwecke wiederum einen ihrer bewährten Gratis-Skikurse noch unmittelbar vor Saisonbeginn»* veranstaltete, gerieten lokale Interessen in Widerspruch zu allgemeineren Bestrebungen (eP, 30. November 1933).³⁸ Die Gegnerschaft organisierte sich in St.Moritz prompt: *«Da [im neuen Regulativ] ... Bestimmungen enthalten sind, die nicht im Interesse einer für St.Moritz zweckmässigen Pflege des Skisportes sind, machte sich hier das Bedürfnis zu einer Aussprache darüber im Kreise der Interessenten bemerkbar.»* Anlässlich einer *«zahlreich besuchten Versammlung»* wurde *«die Unhaltbarkeit dieser sehr engherzig gefassten Bestimmungen für die Verhältnisse, wie sie am Weltkurort St.Moritz vorliegen ... übereinstimmend von allen Diskussionspartnern hervorgehoben und der Standpunkt der erschienenen Interessenten fand seinen Niederschlag in ... [einer] einstimmig*

Hang gelehrt. Die Richtungsänderung: Die Kenntnis der Stemmwirkung und der Drehwirkung, welche aus Körperkraft, Schwungkraft, Eigengewicht und Steuerwirkung entsteht, ist grundlegend für alle Richtungsänderungen. Der gründlichen Erlernung des Stemmbogens und des Pflugbogens wird grosse Bedeutung geschenkt. Die Schwünge: Die grundlegenden Unterschiede zwischen Reissen und Ziehen der Schwünge sind wichtig. Die Schulung der Kristiania berücksichtigt auch den Stemmkristiania mit und ohne Stockeinsatz sowie den Scherenkristiania. Dem Telemark wird gleichfalls viel Zeit gewidmet, denn er ist gerade für das schneereiche Schweizergelände ein wundervoller Schwung. Die Sprünge: Der Drehsprung wird einstöckig oder zweistöckig gelehrt. Auch der Geländesprung über Wellen und kleinere Hindernisse gehört zum Rüstzeug des guten Fahrens.» (eP, 20. Dezember 1934)

- 38 Giovanni Testa erinnert sich folgendermassen an die berufliche Situation einer Mehrzahl seiner Kollegen in den Dreissigerjahren und während des Zweiten Weltkrieges: *«Nur wenig Gäste waren in der Lage, ihre Winterferien in St.Moritz zu verbringen. Tüchtige einheimische Handwerker waren arbeitslos und hatten Mühe, ihre Familien zu versorgen. Einige dieser bestqualifizierten einheimischen Handwerker fanden sich in der jüngst aus der Taufe gehobenen Skischule St.Moritz zusammen und der Not der Stunde gehorchend und beherrscht von idealem Teamgeist entwickelten sie eine mustergültige Schule, deren Zweck darin bestand, einerseits den Skischülern einwandfreie Technik und Fahrweise zu vermitteln und andererseits dem Wintersportplatz St.Moritz propagandistisch beizustehen. Beide Aufträge, nämlich einwandfreies Skilaufen zu vermitteln und für St.Moritz propagandistisch zu wirken, wurden erfüllt. Mit derselben Seriosität, wie die zur Zeit teilweise während den Wintermonaten arbeitslos gewordenen Handwerker ehemals ihren Beruf ausübten, widmeten sie sich mit Liebe, Disziplin und Fleiss ihrem Zusatzberuf als Skilehrer.»* (Testa s.a.:111)

gefassten Resolution», in welcher beschlossen wurde, *«die Gemeindebehörden von St.Moritz und den Kur- und Verkehrsverein St.Moritz zu beauftragen, ohne Verzug die nötigen Schritte einzuleiten, um eine Abänderung der für den Kurort nicht annehmbaren Bestimmungen des neuen Regulativs herbeizuführen.»* (eP, 2. Dezember 1933) Die lokale Gegenwehr gegen die externen Reglementierungsversuche mobilisierte gute Teile der hiesigen Offizialität und gab zu Formulierungen Anlass, welche die Verdienstmöglichkeiten der Skilehrer zur Quintessenz des inneralpinen Lebens machten. Auffällig ist hier, dass auch die Hotellerie an ihre Verpflichtungen gegenüber der einheimischen Bevölkerung erinnert wird:

«Der Schöpfer hat uns Berglern die Berge, die schönen Winterlandschaften gegeben, damit auch wir unser Brot verdienen; der Unterländer, Städter, hat Fabriken, wo er Verdienstmöglichkeiten hat, die dem Bergbewohner fehlen. Warum sollten wir da diese schon Bessergestellten noch unterstützen und sie heraufziehen lassen, um den Bergbewohnern den Verdienst wegzunehmen. Wenn wir hier nicht beizeiten dagegen steuern, so werden wir in kurzer Zeit verdrängt; denn der Städter hat im allgemeinen ein gutes Mundwerk, kann sich überall einnisten, während der Bergbewohner ruhig und zurückgezogen ist und deshalb oft als dumm angesehen wird. Nicht nur in den Berggegenden gibt es Arbeits- und Verdienstlose; wenn Krise herrscht, so wird auch mancher Unterländer und Städter die Gelegenheit benützen und die paar Wintermonate in den Bergen verbringen, um sich als Skilehrer seinen Unterhalt zu verdienen. In den genannten Kantonen [Graubünden, Bern, Wallis und Uri] muss man sich deshalb streng an die Gesetze halten, und diese noch verschärfen; denn schon heute sind es viele, die uns den Verdienst wegnehmen. Darunter sogar Studenten, die ihre Ferien benützen, um als Skilehrer ihr Sackgeld zu verdienen; arbeitslose Kaufleute, Offiziere, Schwimm- und Tennislehrer etc. etc. Durch diese Leute werden unsere Bergler verdrängt. Wir hoffen, dass die Hotellerie, und speziell die Regierungen, die Bergbewohner unterstützen. Im Notfalle, bei Hochwasser, Rufen, bei Feuersbrunst, bei Unglücksfällen in den Bergen etc., müssen die Bewohner der Berge einspringen; die andern sind 'fein raus', geben nach Schluss der Saison mit dem Profit in der Tasche in die Stadt zurück, und wir sind dem Unangenehmen ausgesetzt und müssen die hohen Steuern bezahlen.» (eP, 21. April 1934)³⁹

39 Der Einsender, welcher sich so äussert, ein schweizerischer Skiinstruktor, weist auch auf einen weiteren Aspekt der Unzufriedenheit mit der Organisation des Skilehrerwesens hin: Der kantonalen Ausbildung zum Skilehrer, wie sie in Graubünden und in den genannten andern Alpenkantonen einzig zur Ausübung des Berufes berechtigt, standen die Kurse des schon erwähnten Interverbandes gegenüber: *«Der Interverband hat sich auf Initiative des Herrn Franz Schuler (Chur) zusammengetan aus allen am Skilauf interessierten Verbänden der Schweiz. Zweck des Interverbandes war, eine einheitliche Anleitung für Skiunterricht in der ganzen Schweiz zu schaffen. Es war unbedingt notwendig, denn im Berner Oberland z.B.*

Neu geregelt wurde das Skilehrerwesen dann 1939 insofern, als ein kantonales Gesetz und der Skischulverband der Schweiz den lokalen Skiclubs, also auch der St.Moritzer 'Alpina', die entsprechende Zuständigkeit entzogen. Die Bedeutung des Skiclubs war damit zwar in einem Bereich beschnitten, er hatte die Kontrolle über die Zulassung von Einheimischen und auswärtigen Konkurrenten zu einer Erwerbsquelle verloren. Seine wichtige Rolle für die Entwicklung des Skisports behielt er aber bei. Und weiterhin machte er durch die Ausrichtung von Wettkämpfen oder durch sportliche Leistungen einzelner seiner Mitglieder von St.Moritz reden. Die 'Alpina' und von ihr durchgeführte Veranstaltungen waren so bedeutend, dass andere wichtige Bereiche des lokalen Lebens darauf Rücksicht nahmen und eigene Anlässe verschoben, um diese nicht zu konkurrenzieren. Das katholische Pfarramt machte in der Presse darauf aufmerksam, *«dass morgen mit Rücksicht auf das Corvatsch-Rennen schon um 3¹/₂ Ubr morgens in der Kirche im Bad eine heilige Messe gelesen wird.»* (eP, 11. Juli 1931)

Dass auch Sportvereine, deren Betätigung nicht eine dem Tourismus förderliche war, vom Gang der grossen Geschichte und der Geschäfte in St.Moritz abhängig waren, zeigt das Beispiel des Turnvereins. In der Festschrift zu seinem 100jährigen Bestehen von 1988 wird berichtet, wie die Mitgliederzahlen in Kriegszeiten jeweils rapide zurückgingen und wie die Durchführung des Kantonalturfestes von 1921 die Bevölkerung der Gemeinde weit über die Vereinsgrenzen hinaus mobilisierte:

«Die Fotos, die uns überliefert sind, wie auch das Programm zeugen vom damals grossen Rückhalt der Bevölkerung. Die finanziellen Probleme löste man mit dem Verkauf von Anteilscheinen, die nach dem Fest wieder zurückbezahlt wurden. Und — wahrscheinlich hatten die Initianten insgeheim darauf spekuliert — vor allem durch den Verzicht vieler Käufer ... auf ... Rückzahlung wurde das Turnfest auch ein finanzieller Erfolg.»

Dieser Erfolg — allerdings geriet man sich *«ob der Verteilung dieses Geldes ... zwischen den Organisatoren und dem Verein in die Haare»* (Turnverein... 1988) — schützte aber dann den Verein nicht vor seiner zeitweiligen Auflösung im Jahre 1926. Schon früher hatte diese Gesellschaft in Schwierigkeiten gesteckt: Als die Turner zehn Jahre nach der Neugründung das fünfzigjährige Bestehen ihrer Organisation feierten, hielt Dr. Jules Robbi eine Rede, in der er auf die Probleme verwies,

wurde das, was in Graubünden gelehrt wurde, als falsch bezeichnet; umgekehrt dasselbe. Auch in den einzelnen Kantonen selbst waren von einem Sportplatz zum andern grosse Unterschiede, ja schliesslich im Kurort selbst behauptete der eine Skilehrer, was der andere unterrichtete, sei falsch.» (eP, 21. April 1934)

welche den Verein in der Folge des Ersten Weltkrieges plagten. Erwähnt wurde aber auch, dass verschiedene Sportarten einander konkurrenzieren können. Darob wird wiederum die Abhängigkeit des Funktionierens und die Abhängigkeit sogar der Ziele vieler Vereine im St.Moritz der Zwischenkriegszeit von den Interessen der Hotellerie sichtbar: Die Sozietäten, deren Aktivitäten am besten mit den Bedürfnissen des Fremdenverkehrs in Einklang zu bringen waren, überstanden die Krisen besser als jene, aus denen nicht offensichtliche Vorteile für das touristische Ganze zu ziehen waren. Gleichzeitig litten letztere besonders stark unter den bedeutenden Bevölkerungsbewegungen, welche der wichtigste Faktor der sozialen Unbeständigkeit in der Gemeinde waren:

«Dass der Turnverein gelegentlich auf kurze Zeit den Betrieb wegen Mangel an Mitgliedern einstellen musste, lag wohl im Umstand zu suchen, dass der seit 1905 besonders stark einsetzende Wintersport die jungen Leute ablenkte, und dann auch an den besondern neuen Verhältnissen am Ort mit mannigfaltiger flottanter Bevölkerungsbewegung. Einen gewaltigen Riss brachten die Mobilisationsjahre dem Turnerbetrieb im allgemeinen, als unsere Turner im Wehrkleid an der Grenze standen und dem Vaterlande ihre Kräfte widmeten, die beim Turnen errungen wurden. - Bei uns kam ausserdem die lokale Lage dazu, indem unsere schöne geräumige Halle zu Militärzwecken requiriert war.» (eP, 29. November 1938)

Musik

Eine andere lokale Gesellschaft erhielt, als ihre Existenz ebenfalls in den Zwanzigerjahren bedroht war, vom Gemeinwesen 'offizielle Hilfe'. Die Hilfestellung durch die Gemeinde schien offenbar eine Selbstverständlichkeit zu sein, denn die Dorfmusik, um die es hier geht, war nicht nur ein weiterer Teil der lokalen Gesellschaft, sondern ganz deutlich auch der touristischen Infrastruktur, ohne den man nicht auskommen wollte. Verschiedene, vor allem sportliche Anlässe, die — wie etwa die Pferderennen auf dem gefrorenen See — hauptsächlich für die Hotelgäste durchgeführt wurden, bedurften notwendigerweise einer musikalischen Einrahmung. Besorgt für die war, solange die Möglichkeiten der mechanischen Reproduzierbarkeit von Musik nicht bestanden oder noch ungenügend waren, eben die Musikgesellschaft:

«Es war vorauszusehen, dass St.Moritz nicht lange damit zuwarten würde, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, da das Problem nicht unlösbar ist. Und ein Kurort wie St.Moritz kann ganz einfach nicht ohne tüchtige und ordentliche Instrumentalmusik sein. Man denke an all die sportlichen und sozialen Veranstaltungen, welche St.Moritz während

eines Jahres durchführen muss, und wie das wäre ohne eine Musik. Und ausserdem ist von einem ideellen Standpunkt aus gesehen eine Instrumentalmusik in der Gemeinde auch sonst für viele Leute eine gute Sache, da sie auch die Ideale und die schöne Kunst von bescheidener bis zu fortgeschrittener Musik fördert, welche den Menschen erfreut.»

Es sind aber schliesslich doch nicht so sehr hehre Ziele, welche den Ausschlag geben für die kollektiv zu unternehmenden Anstrengungen, denn der nächste Satz des Artikels hat wieder ganz die Touristik im Auge: *«Je näher die Saison rückt, desto dringender wurde der Wiederaufbau der Blasmusik.»* Man ging das Problem mit der Einberufung einer öffentlichen Versammlung im Gemeindesaal an. Teilnehmer an der Informations- und Planungsveranstaltung waren interessierte Personen, andere Gesellschaften und Vereine des Dorfes schickten Delegierte. Dass die Gemeindebehörden vertreten waren, unterstrich den offiziellen Charakter der Bemühungen. Die Anwesenden waren, so die Presse,

«der Meinung, dass die Musik wieder auferstehen sollte und viele Vorschläge wurden vorgebracht, um zu zeigen, auf welche praktische und passende Weise ein solches Ziel zu erreichen ist, und um die Gesellschaft auch auf eine solidere Basis zu stellen. Die Diskussion war sehr angeregt und zum Schluss wurde entschieden, eine Initiativkommission zu wählen, die sich mit den Mitgliedern der Blasmusik in Verbindung setzen sollte, um den Wiederaufbau der Gesellschaft an die Hand zu nehmen. Mitglieder der Kommission sind die Herren Lehrer J. Vital, Signorell und P. Conrad.» (fE, 25. November 1924)

Mit dem Skiclub 'Alpina' und mit der Musikgesellschaft konnte eine touristische und dörfliche Doppelstrategie verfolgt werden. Ebenfalls auf den Zusammenhang in der Gemeinde bezogene, dann aber auch nationale Tugenden anstrebende Gründe waren für das Entstehen des Männerturnvereins verantwortlich. Der Fall des Männerchors 'Frohsinn' zeigt, dass auch lokale Vereine ohne direkten Nutzen für den Tourismus oder Beziehungen zu übergeordneten politischen Grössen für die Vertreter der Engadiner Oberschicht interessant sein konnten. Zu den Gründungsmitgliedern des 'Frohsinn' von 1876 gehörten *«Dr. Peter Berry, der unvergessliche Arzt und Förderer unseres Kurortes ... Gaudenz, Peter, Alfons-Paul und Johannes Badrutt ... Gustav und Pag. Steffani ... [und] im Jahr 1903 wurde [der nachmalige Gemeindepräsident] Herr Major Christian Gartmann zum neuen Präsidenten gewählt.» (Roth s.a.)* Die 25jährige Präsidentschaft des Bankbesitzers Johann Töndury im Männerchor 'Engiadina' von Samedan ist ein weiterer Beleg für die Präsenz der lokalen Eliten in Gesellschaften, von der sie keine Verbesserung des Ganges ihrer Geschäfte erwarten konnten.

Aber die Vertreter dieser Eliten waren eben nicht nur mit den Gästen aus aller Welt in Kontakt, sondern auch in lokale Beziehungen eingebunden. Und je häufiger die Präsenz an strategischen Stellen dieser sozialen Netze war, desto grösser waren die Möglichkeiten für mehr oder weniger prominente Einheimische, ihre Positionen darzustellen und zu verstärken.

Vereine wie die Chöre — die waren allerdings zum Teil konfessionell definiert: es existierte sowohl in St.Moritz Dorf wie im Bad auch ein katholischer Kirchenchor — waren gesellschaftliche Orte, in denen sich Teile jener Wohnbevölkerung trafen, die den einigermaßen stabilen Kern der Einwohnerschaften der touristischen Oberengadiner Gemeinde bildeten. Hier konnten soziale Gemeinsamkeiten betont werden. Eine gegenseitige und gemeinsame Verpflichtung auf den Ort und dessen Wohlergehen, die Differenzen momentan leugnete, liess sich auf 'neutralem' Boden darstellen. Unterschiedliche politische Meinungen, differenzierte Vermögens- und Einkommensverhältnisse wurden hier zusammengefasst, ihre Virulenz konnte so verkleinert werden. Die gemeinsame Ausübung eines Sportes, das vereinte Singen von Liedern und das Verfolgen anderer Interessen im Rahmen von Vereinsaktivitäten schaffte Verbindungen, welche mithalfen, der Bevölkerung des Ortes jenen Zusammenhalt zu geben, der ob den sozialen und ökonomischen Disparitäten in St.Moritz nicht selbstverständlich war. Eine solche zusammenfassende Funktion hatten einige der lokalen Vereine nicht nur bezüglich der Gemeinde oder des Tals. Wie der erwähnte Turnverein bestätigten auch die Gesangsvereine nicht nur kommunalen Zusammenhalt, sie zelebrierten auch nationale Qualitäten. Diese letzte Eigenschaft kann auch dem 1934 gegründeten 'Schwingklub Engadin' zugeschrieben werden. Die voralpine Sonntagsbetätigung starker Männer, die es geschafft hatte, sich zum Nationalsport krönen zu lassen, war in dieser Eigenschaft ins Engadin vorgedrungen. In der St.Moritzer Turnhalle wurde den Kämpfern ein Raum zur Verfügung gestellt, in dem sie ihren Sport üben konnten: *«Schwinghalle ist für die Engadiner ein neuer Begriff, also nicht etwa ein verspäteter Aprilscherz. Schon lange hörte man das Klagelied über den Mangel eines geeigneten Rahmens zur Ausübung des althergebrachten Schweizer-Sportes, des bodenständigen Schwingens.»* (eP, 14. April 1934)

Olympische Winterspiele

Eine der herausragendsten Veranstaltungen, welche in der Zwischenkriegszeit in St.Moritz stattfanden, waren die olympischen Winterspiele von 1928. Sie festigten den Ruf der Gemeinde als Wintersportort, hatten

also einen bedeutenden und von den interessierten Personen stark betonten propagandistischen Effekt. Gleichzeitig mobilisierte der Anlass nach nun schon verschiedentlich dargestelltem Muster grosse Teile der einheimischen Bevölkerung. Hier spielten wiederum lokale Gesellschaften und Vereine eine grosse Rolle, zu der sie von den Initianten angehalten wurden. Und das, obwohl anfänglich nicht alle potentiellen Interessenten leicht für das Projekt zu begeistern waren. Ein erster Finanzplan veranschlagte die notwendigen Defizitgarantien der Olympiade auf eine Viertelmillion Franken (die RhB, der Kur- und Verkehrsverein und die Kantonalbank sollten je 50'000 Fr. zeichnen, die Hotellerie von St.Moritz 70'000 Fr. und die Gemeinde schliesslich 30'000 Fr.). Er sah vor, dass weite Kreise der Öffentlichkeit sich in das Vorhaben einspannen lassen und die Olympiade mittragen würden. Eine St.Moritzer Gemeindeversammlung von Anfang 1926 erklärte sich zwar zu einem prinzipiell positiven Entscheid für die Veranstaltung bereit, wollte aber damit noch nicht endgültig 'ja' gesagt haben:

«...die Sache ist selbstverständlich Wert, reiflich überlegt zu werden. Aber grundsätzlich scheint uns das Vorhaben für einen Sportort — und nicht nur für einen Ort des Tanzes, der Vergnügungen, der Mode und der modernen Oberflächlichkeit — allzu wichtig, als dass es bekämpft werden könnte. Denn wir sind überzeugt, dass auch die bisher eher gegnerischen Kreise sich überzeugen lassen werden und dass die Olympiade in St.Moritz wird stattfinden können.» (fE, 2. Februar 1926)

Vorerst musste offenbar im Engadin und in St.Moritz selbst also noch einige Überzeugungsarbeit geleistet werden: unter anderen hielt *«Herr Oberst Thoma-Badrutt, die Seele der Winterolympiade von St.Moritz»*, im Herbst 1926 ein Referat, in welchem er darauf hinwies, dass

«... eine enorme Menge von Leuten nach St.Moritz und ins ganze Engadin kommen wird, die Olympiade von grösster ökonomischer Wichtigkeit für den Sommer wie für den Winter sein wird. Ganz St.Moritz müsse sich dieser grossen Ehre würdig erweisen, es wird darum gehen, alle möglichen Kräfte in Bewegung zu setzen, um zu einem glücklichen Erfolg zu kommen. Dann wird die enorme vorausgegangene und spätere Propaganda es nicht verfehlen, zu grossem Vorteil zu gereichen.» (fE, 1. Oktober 1926)

Trotz der weiterhin geäusserten Vorbehalte, die auf Risiken hinwiesen, welche mit der Durchführung der Grossveranstaltung eingegangen würden, baute man noch im Sommer des Jahres 1927 eine neue Sprungschanze. Sie allein kostete mehr als die Defizitgarantien, welche im Winter zuvor für die gesamte Veranstaltung als notwendig erachtet worden waren. *«Einige Schwierigkeiten bot die Wahl des Platzes, doch wurde unter der Ägide von Gemeindepräsident Carl Nater ein Gelände*

beim Lej Falcun gefunden, das den Anforderungen vollauf entsprach. (von Planta s.a.b:38) Der Olympiahügel mit der neuen Schanze war der einzige bedeutende bauliche Aufwand, welcher für diese zweiten olympischen Winterspiele betrieben werden musste. Der Durchführung anderer Disziplinen genügten die bestehenden Einrichtungen, und zur Beherbergung der Delegationen reichten die Hotels des Ortes und der umliegenden Gemeinden sowie andere existierende Unterbringungsmöglichkeiten aus. Obwohl es *«damals schon auch für einen Ort vom Range des Weltkurortes St.Moritz keine Kleinigkeit [war], über den normalen Betrieb hinaus mehr als 1000 Wettkämpfer, Offizielle und Presseleute zum Teil für mehrere Wochen zu beherbergen»* (Kasper s.a.:103), rechneten die St.Moritzer Hoteliers damit, die Besucher unterbringen zu können: in den eigenen Häusern selbstverständlich, dann aber auch bei Privaten, die bereit waren, für die Zeit der Spiele Teile ihrer Wohnungen weiterzuvermieten. Zu diesem Behuf hat *«die administrative Kommission für die Olympischen Winterspiele ..., zusammen mit dem Kur- und Verkehrsverein, ein Quartierbureau eingerichtet.»* (eP, 27. November 1927).

Ein eigens *«dafür gewählter Beamter»* arbeitete seit dem 21. November auf dem Verkehrsbureau St.Moritz, von wo aus an Hoteliers und Private auch benachbarter Gemeinden die dringende Bitte erging, für die Zeit der Olympiade verfügbare Betten zu melden und ihre Preise anzugeben. Das Inserat rief zur Mithilfe der Bevölkerung auf, gleichzeitig appellierte es an die Vernunft, sich nicht an den ins Engadin strömenden Gästen zu bereichern. Die Hotellerie selbst habe sich zurückgehalten, ihre Preise vom letzten Winter angewendet und den aktiven Teilnehmern an der Olympiade sogar *«wesentliche Preisermässigungen»* zugebilligt. Deshalb sollten die Spiele, *«welche für uns eine grosszügige Reklame zu werden versprechen, ja nicht zum Anlass einer Ausbeutung unserer Gäste und Sportfreunde»* werden. Dass die Olympischen Winterspiele die regionale Ökonomie auf Hochtouren brachten, wird daran ebenso deutlich wie die Notwendigkeit, dass die Regeln wirtschaftlichen Handelns in dieser Situation einer Definition bedurften. Es bestand die Befürchtung, Raumknappheit und Aussergewöhnlichkeit der Veranstaltung könnten Geschäftsleute und Vermieter in Versuchung geraten lassen, überhöhte Preise zu verlangen (vgl. fE, 29. November 1927). Der zitierte *‘Aufruf an unsere Bevölkerung!’*, der auf Deutsch auch in der romanischen Presse erschien, blieb aber nicht beim Appell. Der Kur- und Verkehrsverein, der Hotelier-Verein sowie der Handels- und Gewerbeverein von St.Moritz, die ihn unterschrieben, scheuten sich nicht, auch Drohungen auszusprechen und eine strikte Kontrolle

über die Bevölkerung anzukünden: *«Wir sind entschlossen, eventuellen Auswüchsen irgend welcher Art mit aller Energie entgegenzutreten. Eine Kommission, bestehend aus Vertretern des Hotelier- und des Kurvereins, ist speziell damit beauftragt worden, die bei der Beschwerdestelle im Bureau des Kurvereins einlaufenden Reklamationen gründlich zu prüfen und in jedem Falle die ihr gut scheinenden Massnahmen zu treffen.»*

Am 11. Februar 1928 konnten die neun Tage dauernden Olympischen Winterspiele dann nach knapp dreijähriger Vorbereitungszeit eröffnet werden, und zwar im *«Eisstadion, heiliger Boden, könnte man zu recht sagen, wenn man die historische Tatsache bedenkt, dass diese Parzelle, 'Badrutt Park' genannt, mehr oder weniger zur Wiege von St.Moritz als Winterkurort wurde, und damit auch des gesamten Oberengadins als weltweit wichtigstem Tal für diese neue kulturelle Bewegung.»* (fE, 10.Februar 1928)

«Das Programm der Olympischen Veranstaltungen umfasste die Skiwettbewerbe mit 50 km Langlauf, 18 km Langlauf, Militärpatrouillenlauf, nordische Kombination Langlauf/Springen, Spezial-Sprunglauf; die Eislaufwettbewerbe mit Eisschnelllauf über 500/ 1'500/5'000 und 10'000 Meter, Eiskunstlauf der Damen und Herren, Paarlaufen; das Eishockey-Tournier; die Bobrennen; Skeletonfahren auf dem Cresta Run als Demonstrations-Disziplin.» (Nater 1986:16)

An die Olympiade erinnert man sich gerne: sie sei ein voller Erfolg gewesen, habe den Wintersport tüchtig gefördert. Allerdings seien dazu auch grosse Anstrengungen notwendig gewesen. Und diese vermochten nicht zu verhindern, dass das Wetter den Veranstaltern einen Strich durch die Rechnung zu machen drohte: *«Als ... die Sache zu klappen schien, als alles aufs Beste vorbereitet und organisatorisch bis ins kleinste Detail ausgetüftelt war, da meldete sich das Tauwetter als neuer Spielverderber und warf alle noch so vorsichtig aufgestellten Berechnungen, alle mit minutiöser Genauigkeit ausgearbeiteten Veranstaltungspläne über den Haufen.»* (Kasper s.a.:102f) So zufrieden war man in St.Moritz trotz den Störungen durch die Witterungsverhältnisse, dass schon für 1940 neue Olympische Winterspiele am Ort durchgeführt werden sollten. Allerdings erhielt die Gemeinde 1938 den Zuschlag deshalb, weil Finnland, das die Spiele hatte ausrichten wollen, sich wegen des Kriegs mit der Sowjetunion vom Vorhaben zurückziehen musste. In St.Moritz setzte wieder eine Suche nach Institutionen ein, die bereit waren, Defizitgarantien für den Anlass zu übernehmen. 1939 hatten sich die verschiedenen Komitees gebildet, die für die Durchführung der Olympiade besorgt sein sollten⁴⁰, aber noch im Mai des selben Jahres wurde die Durchführung der Spiele in St.Moritz in Frage gestellt.

Italien und vor allem Deutschland interessierten sich ihrerseits für die Veranstaltung, denn sie hofften, dass der Schweiz die Spiele entzogen würden, weil unklar war, ob Skilehrer den Amateurbestimmungen des Internationalen Olympischen Komitees entsprachen, die einheimischen Veranstalter aber an deren Teilnahme festhielten. Ausserdem wollte man in St.Moritz keine Ski-Demonstrationen in den Disziplinen Slalom und Sprunglauf ins Programm aufnehmen. Dieser letzte Punkt führte nach offizieller Lesart schliesslich dazu, dass die Winterspiele von 1940 dem Engadin entzogen und im Juni 1939 an Garmisch-Partenkirchen vergeben wurden.

Dass St.Moritz und der Schweizerische Skiverband sich hier eher konservativ verhielten und sich der Entwicklung in den Skiwettkämpfen vorerst verschlossen, ist einigermaßen erstaunlich. Die Bedeutung dieser Episode wurde aber bedeutungslos vor dem Hintergrund der politischen und militärischen Aktualität, die dann eine Durchführung der Olympiade im Winter 1940 verhinderte. So kam es nicht mehr zu einem Grossanlass wie zwölf Jahre zuvor, als die Spiele *«für das ganze Tal ein Fest gewesen waren»*, wie eine Informantin rückblickend feststellt, die verschiedene olympische Wettkämpfe im Rahmen des Schulunterrichts besucht hatte und mehr als einmal auch in der Freizeit zum Olympiahügel oder zum Eisplatz gegangen war.

«Alle waren aufgeregt. Mein Vater sagte, die Jahre der Krise seien nun endgültig vorüber. Dass er sich täuschte, hat mich als Kind nicht interessiert. Ich war einfach erfreut über die vielen Leute, die Kutschen, die schneller und viel häufiger als sonst umherfuhren. Ich hatte das Gefühl, an etwas Aussergewöhnlichem teilzuhaben, obwohl die Olympiade von 1928 im Vergleich zu Winterspielen von heute fast überhaupt nichts war. Damals war das eine ganz wichtige Sache.»

Unterhaltung

Abgesehen von solchen sportlichen Grossveranstaltungen — in der Zwischenkriegszeit beherbergte St.Moritz auch diverse wichtige Skikon-

40 Wieder fanden sich als tragende Kräfte — zusammen mit schweizerischer Prominenz – St.Moritzer Persönlichkeiten, die bereit waren, neben ihren üblichen Tätigkeiten und Mehrfachfunktionen auch diese Gelegenheit zu ergreifen, um persönlichen und touristischen Interessen zur Realisierung zu verhelfen: «Als Kommissär des Internationalen Olympischen Komitees amtiert Oberstkorpskommandant Henri Guisan ... Generalkommissär ist Gemeindepräsident Carl Nater (St.Moritz), dem als weitere Kommissäre die St.Moritzer Emil Spiess und Peter Conrad beigegeben sind. ... Als Vertreter des Bundesrates gehört dem Komitee Oberstkorpskommandant Wille an ... als Vertreter des Kantons Graubünden Regierungspräs. Capaul, als Verteter der Gemeinde St.Moritz Dr.W. Suter. An die Spitze der Kommissionen wurden gestellt: Hans Bon (St.Moritz) für die Administrativkommission ...Dr. W. Suter für das Propagandakomitee, Hans Badrutt (St.Moritz) für das Empfangskomitee.» (eP, 15. April 1939)

kurrenzen, so zum Beispiel die FIS-Rennen von 1934 oder die akademischen Weltwinterspiele von 1935 — bot der Ort seinen Gästen (und nebenbei der einheimischen Bevölkerung) Vergnügungsmöglichkeiten verschiedenster Art. Gemeinsam war den allermeisten von ihnen nicht nur ihre Ausrichtung auf die Bedürfnisse von Gästen und Hoteliers, sondern auch ihre Abhängigkeit vom wirtschaftlichen Gang der Hotellerie, zu deren vergrösserter Attraktivität sie eingerichtet wurden. Die seit den Anfängen des Jahrhunderts regelmässig auf dem gefrorenen St.Moritzersee durchgeführten Pferderennen bildeten jeweils einen wichtigen Höhepunkt der Wintersaisons, welcher in besonderem Masse auf die Erhaltung des exklusiven Rufs von St.Moritz bedacht war und dennoch unter einheimischer Beteiligung stattfand. Ein Informant:

«Mit den Pferderennen hatte St.Moritz eine besondere Attraktion. Wo gab es das sonst noch: Pferderennen im Winter und auf natürlichem Eis, dazu noch in einer solchen Kulisse? Da war jeweils das ganze Gelände voller Leute. Und es kamen nicht nur jene, die etwas von Pferden verstanden. Die Rennen waren vor allem ein gesellschaftlicher Anlass. Man traf sich eben dort. Und weil die Rennen im Freien stattfanden, hatten auch die Einheimischen unbehinderten Zugang. Auch beim Wettbureau waren Einheimische zu sehen. Wenn St.Moritzer dort Geld verlieren wollten, konnten auch sie das selbstverständlich tun.»

Aber an der Generalversammlung des Rennvereins vom September 1931 musste sich sein Präsident, Herr Oberstleutnant Bon, die Frage stellen, *«ob angesichts der misslichen wirtschaftlichen Situation die traditionellen St.Moritzer Pferderennen, die aus bescheidenen Anfängen sich im Lauf von 25 Jahren zu einer sportlichen Veranstaltung von Weltruf entwickelt haben, im nächsten Winter wieder durchzuführen oder fallenzulassen seien.»* (eP, 1. Oktober 1931) Die Frage wurde zwar negativ beantwortet, gleichzeitig musste aber die Mittelbeschaffung per Subskription verstärkt betrieben, vermehrt auf die Opferfreudigkeit der Wohnbevölkerung von St.Moritz und insbesondere der Geschäftsleute gezählt werden. Als zwei Jahre später die Pferderennen trotz Reduktion der Preisgelder und des gesamten Budgets immer noch in grossen finanziellen Schwierigkeiten steckten, beklagte sich der Rennverein in der Presse darüber,

«dass es immer und immer wieder Geschäftsleute gibt, die sich nicht entschliessen können, nach Massgabe ihrer Verhältnisse auch nur einen bescheidenen Beweis ihres Interesses an der propagandistisch wertvollen Veranstaltung zu leisten. Gewissermassen als stille Geniesser nehmen sie aber doch Anteil an den Vorteilen, die direkt oder indirekt der Allgemeinheit daraus erwachsen. Ein Appell an die Solidarität aller, die ein Interesse an ein Weitergedeihen des Ortes haben, dürfte in diesem Zusammenhang nicht unangebracht sein.» (eP, 21. Januar 1933)

Die Verpflichtung auf den Tourismus behielt auch in wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihre Funktionalität, die Bevölkerung und einzelne ihrer Gruppen konnten zur touristischen Ordnung gerufen, an ihre volkswirtschaftlichen Pflichten erinnert werden. Eine weitere Möglichkeit des Rennvereins, besonders seines an hohen Offizieren gut dotierten Vorstandes, zur Verfolgung seiner Ziele bestand neben dem Zugriff auf die lokale Ebene im Versuch, sich von übergeordneten Instanzen Unterstützung zu holen:

«Anknüpfend an die Stiftung eines Ehren-Wanderpreises des Eidg. Militädepartements, die durch Mitglieder des Vorstandes Herrn Bundesrat Minger gegenüber in Bern selbst persönlich verdankt wurde, ... verstand es der Vorsitzende, die absolute Notwendigkeit für St. Moritz, sein bisheriges Prestige als Wintersportplatz von Weltruf durch eine Fortführung seiner internat. Rennveranstaltungen zu erhalten und festigen, darzutun.» (eP, 16. Oktober 1934)

Die Nutzung der örtlichen, regionalen und überregionalen Kontakte zur Verbesserung oder Wahrung des gewohnten Funktionierens im Fremdenverkehrsort St. Moritz bildete aber auch eine der Gelegenheiten, die Interessengegensätze innerhalb der Touristikkreise von St. Moritz deutlich zu machen. Die Vorstellungen über die Gestaltung des touristischen Angebots waren bei den direkt interessierten Kreisen nicht immer ganz identisch. So fragte eine Stimme öffentlich nach den Möglichkeiten der Abendunterhaltung für die Hotelgäste von St. Moritz, die nach der Hauptsaison hier weilten, wenn die sportlichen und sozialen Betätigungen tagsüber noch auf Hochtouren liefen, das abendliche Angebot an Vergnügungsmöglichkeiten aber nicht mehr jenes der Hochsaison war:

«Und der Abend, was bietet er dem Gaste? — Leergebrannt sind die Stätten, wo Dancing und Musik in Frohgemut und Lachen als willkommene Abwechslung sich gaben. Noch unterhält anerkennungsweise das Postrestaurant ein kleines gutes Orchester, lässt im 'Steffani' ein Zitherspieler seine Volksweisen erklingen und dröhnt die Jazzmusik im 'Bernasconi'; doch die Konzentration im Ort mit grösserem Orchester fehlt, und wenn Jungvolk noch harmlosen Flirt beim Reigen will, ist's an für sie geeignetem Ort nicht gegeben. Nicht jedermanns Sache ist es auch, und gewöhnlich hat er die Jupe nicht dazu, sich in den Hallen von 'first class'-Häusern einzunisten, wo er sich übrigens nicht heimisch fühlen wird als «simple bourgeois»! Das Grand Hotel-Orchester beispielsweise setzt seine Funktionen in Davos fort. Was aber Davos, was Arosa seinen Gästen in der zweiten Märzhälfte noch bietet, sollte für St. Moritz auch möglich sein! ... Da spricht man immer von Saisonverlängerung, in grellem Kontrast aber findet gewaltsam Abbruch statt.» (eP, 19. März 1935)

Eine Erwiderung erhielt der zitierte Leserbriefschreiber vom Eigentümer des Hotels Rosatsch Excelsior, Gaudenz Gieré, der in seinem Haus ein Dancing betrieb. Sie macht deutlich, dass es nicht so sehr oder nicht allein die abends angebotenen Vergnügungsmöglichkeiten waren, welche die Einsendung motivierten, sondern vielmehr der Wunsch, die Periode intensivster Geschäftstätigkeit auszuweiten. Und die Erwiderung weist auch auf die Schwierigkeiten hin, welchen besonders die mittelgrossen Häuser begegneten, wenn sie versuchten, ihre Attraktivität — und damit die des Ortes — zu steigern. St.Moritz war nicht nur der mondäne Kurort der Luxushotels, sondern eben auch ein Ferienort, in dem Häuser der Mittelklasse wirtschafteten — allerdings offenbar nicht mit der selbstverständlichen Bevorzugung, welche den erstklassigen Hotels zugute kam:

«Vielleicht weiss ... [der Einsender] auch nicht, wie unsere Dancings (die grossen Hotels kommen hier nicht Frage) seitens unserer Behörden behandelt werden. Weiss er, dass wir der Gemeindeverwaltung jährlich eine Extrasteuer von Fr. 600.— dafür zu entrichten haben, damit unsere Orchester länger als 10.30 Uhr abends spielen dürfen. Unser Gesuch, diese Taxe möchte in Anbetracht der grossen Mindereinnahmen, verursacht durch die Krise, etwas reduziert werden, wurde vom Gemeindevorstand abschlägig beschieden.» (eP, 21. März 1935)

Eine andere Einrichtung, die in St.Moritz nur deshalb existierte, weil die Touristen ihr eine grosse und interessante Kundschaft bildeten, waren die Filmvorführungen. Angefangen hat die Geschichte dieses neuen Massenmediums hier in Hotels, die in mehr oder weniger öffentlichen Veranstaltungen Filme zeigten — im Kursaal hatten auch die St.Moritzer schon früh die Möglichkeit, Spiel-, Nachrichten- und Dokumentar- sowie Werbefilme⁴¹ zu sehen. In den Zwanzigerjahren gab es in St.Moritz schon Säle, die hauptsächlich der Vorführung von Filmen vorbehalten waren, und seit Januar 1931 konnten dank der Eröffnung

41 Werbefilme wurden auch in anderen Engadiner Gemeinden gezeigt. Die Engadiner Post vom 9. November 1933 blickte folgendermassen auf eine Projektion des 'Maggi-Films' zurück: «Auch hier in Pontresina wurde der lehrreiche Film der Maggi-Gesellschaft Kempthal vorgeführt. Der freundlichen Einladung hiezu durch Frl. Seiler, der fachkundigen und sprachgewandten Vertreterin der Firma wurde in reichem Masse Folge geleistet. So kam es, dass der geräumige Saal im Engadinerhof bis auf den letzten Platz durch die Schuljugend besetzt war. Dass sie dabei nur Auge und Ohr war für die Fülle des Gebotenen aus der Fabrikanlage, aus der Fabrikation selbst, aus den ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieben, versteht sich von selbst. Auch abends entledigte sich Frl. Seiler in Anwesenheit der Erwachsenen in vortrefflicher Weise ihrer Aufgabe, uns mit dem grössten schweizerischen Unternehmen der Lebensmittelbranche vertraut zu machen, wobei sie es verstand, ihren Vortrag nicht nur mit viel Humor, sondern auch mit einer vorzüglich schmeckenden Kostprobe der Maggi-Produkte zu würzen. Gross und klein bleiben ihr und der Unternehmung Maggi für die lehrreichen Darbietungen zu tiefem Danke verpflichtet.»

von 'Zwicky's Tonfilm-Theater' nicht mehr bloss Stummfilme gezeigt werden.

«Die von der hiesigen Einwohnerschaft mit grosser Spannung erwartete Eröffnung ... gestaltete sich ... zu einem Ereignis. Obwohl die Reklame in den Hotels vollkommen beiseite gelassen wurde, um den ersten Abend ausschliesslich den Einheimischen zu reservieren, strömte alles zum Tonfilm, und sehr viele mussten vor dem zum Brechen vollen Saal wieder Kehrt machen. ... Das Publikum folgte mit äusserster Anteilnahme den Darbietungen und liess sich sogar während des Spiels und am Schluss zu offenem Beifall hinreissen. Jedermann verliess hochbefriedigt diese erste Aufführung.» (eP, 10. Januar 1931)

Das erste in der Presse angekündete Programm des Tonfilm-Kinos zeigte die Verfilmung von Remarques Roman 'Im Westen nichts Neues', der Eintrittspreis betrug stolze fünf Franken pro Billet. Allerdings machte die Anzeige in der Presse mit einer 'Anmerkung für Einheimische' darauf aufmerksam, dass der Film vierzehn Tage später noch einmal zur Aufführung gelangen werde, und zwar *«bei normalen, d.h. nur mässig erhöhten Preisen»* (eP, 13. Januar 1931). Damit war eine Segregation zwischen Einheimischen und Gästen hergestellt, die sich bisweilen nicht nur preislich fortsetzen sollte, sondern auch die Programmierung und die Dichte der Vorführung während den Saisons und in der Zeit dazwischen bestimmte. Auf diese Weise an zwei Arten von Publikum gerichtet, setzte sich das Kino in St.Moritz mit dem Tonfilm bald endgültig durch, und in den Dreissigerjahren funktionierten hier mit dem 'Scala' und dem 'Apollo' sogar zwei Lichtspieltheater. *«Kinos gab es hier überhaupt nur wegen den Hotelgästen. Wenn die da waren, gab es in den Kinos auch mehr Vorführungen. Aber die St.Moritzer besuchten sie natürlich auch. In der Saison gingen die Eintrittskarten zum Teil direkt an die Hotels, damit die Fremden abends nicht an der Kinokasse anstehen mussten. So war es nicht immer leicht, überhaupt eine Eintrittskarte zu ergattern.»* So erinnert sich eine St.Moritzerin ans Kino und daran, wie auch anhand dieser populären Vergnügungsmöglichkeit die Trennung von Einheimischen und Gästen deutlich wurde.

St.Moritz war aber nicht nur ein Ort, an dem Filme vorgeführt wurden, hier wurden auch Filme gedreht. Und die interessierten Kreise wussten sich des Mediums zu bedienen, um für das touristische Engadin zu werben, sich selbst ins richtige Bild zu setzen. Logischerweise nahm sich der Film, welcher seinerseits in der Zwischenkriegszeit einen phänomenalen Aufschwung erlebte, auch bald des immer wichtiger werdenden Skisports an:

«Im Film ist ... [der Technik des Skifahrens] ein neues, unentbehrliches Hilfsmittel entstanden. Die Vorführung des Skifilms im Scala-Theater

bat dies neuerdings durchschlagend bewiesen. Er wird nach seiner Wandlung vom Schmalfilm zum Normalfilm und seiner Synchronisierung seinen doppelten Zweck glänzend erfüllen als Werbefilm für den Kurort St.Moritz und im besonderen für die Schweizer Skischule und ihre Einheitstechnik. Schon der von Dr. Werner Stauffacher gedrehte Schmalfilm, den man vorgeführt bekam, weckte helle Begeisterung in seiner Entschlossenheit für die Schönheit unserer winterlichen Landschaft, dem Schauplatz der Tätigkeit der Schweizer Skischule St.Moritz, welche bis in alle Details erfasst ist und mit einem gesunden Schuss Humor zu lebendigster Abwicklung gelangt. Prachtvoll wirken zwischenbinein Bildstreifen in natürlichen Farben als besonders reizvolles Werbemittel. Es ist dem Kameramann gelungen, die mit Recht so gerühmte Sonne von St.Moritz in seine Filme zu bannen, die wie von innen heraus von ihr durchflutet erscheinen. Ein Werbefilm muss im Beschauer spontan den Wunsch erwecken, das Geschaute mitzuerleben, mit dabei zu sein. Diese Wirkung geht auch unmittelbar von dem vorgeführten Film aus. Der Beschauer lernt in raffiniert erfassten Aufnahmen alle Sportarten kennen, die in St.Moritz zur Ausübung gelangen. Aber ganz besonders ist es gelungen, die natürliche, auf gründlicher Kenntnis der dem Körperbau innewohnenden Bewegungsgesetze beruhende Methode der Schweizer Skischule St.Moritz überzeugend im lebenden Bild festzuhalten. Nach der Vorführung dieses Films im In- und Ausland dürften sich viele herzlich entschliessen, sich einem so umsichtigen, auf alles Wesentliche bedachten Lehrer wie Giovanni Testa anzuvertrauen. Am faszinierenden Beispiel unseres Meisterfahrers Rominger zu lernen, ist ebenfalls verlockend genug. Der Schweizer Skischule St.Moritz, für die im Film 27 Skilehrer als 'Filmstars' mitgemacht haben, sowie dem Wintersportplatz St.Moritz kann man zu diesem hervorragenden Werbemittel nur gratulieren.» (eP, 21. Mai 1938)

Einheimische Mitglieder der 'Alpina' wurden hier dank ihrer Talente zu Akteuren und Statisten der Werbung für den Fremdenverkehrsort St.Moritz. Enger kann die Verbindung hotelleristischer Interessen mit der einheimischen Bevölkerung kaum sein als in diesem Beispiel der propagandistischen Identifizierung sportlicher Fähigkeiten mit dem Fremdenverkehrsort. Und Film war eben nicht nur als Vorführung ein Ereignis, sondern auch als Produktionsvorgang. St.Moritz, das die lange Liste von Gästen, die als Schauspieler oder als Regisseure mit dem Film zu tun hatten, immer wieder gerne vorweist, und das Oberengadin insgesamt waren beliebte Rahmen für Filme. Schon 1934 war beispielsweise 'Der Springer von Pontresina' hier gedreht worden, der das Tal ausführlich ins Bild setzt (der allerdings auch — zusammen mit seiner Produktionsfirma — unter politischen Verdacht kommen sollte). Unter dem Titel 'Ein Grossfilm in St.Moritz' stand in der Engadiner Post vom 24. Februar 1934 folgendes zu lesen:

«Die bekannte Terra-Film Co., Berlin, die mit schweizerischem Kapital arbeitet und ... [deren] Direktion in den bewährten Händen von Herrn Raphael Scotoni, ebenfalls ein Schweizer, liegt, wohnt seit bald drei Wochen im Grand Hotel St.Moritz. Die Truppe von ca. 40 Personen wird in St.Moritz einen grossen Winterfilm drehen, nach dem Roman von Hans Richter 'Der Springer von Pontresina'. ... Zirka vier Fünftel des Films spielen sich in St.Moritz ab und umschliessen alle sportlichen und gesellschaftlichen Ereignisse. Cresta-Run, Bob-Run, Ankunft eines Engadin-Express auf dem Bahnhof, Ice-Rink, Curling, Lunch al fresco (mit einem Orchester von 20 Musikern unter der Leitung von Herrn Kapellmeister Stolzenwald, der zu diesem Zwecke speziell von Berlin hergerufen wurde), Eisfest, Skikjöring, Reitsport, Eishockey, Pferderennen, Schlitteda sind einzelne Szenen. Auf der Corviglia spielen sich zwanzig Szenen ab, ferner vor dem Savoy Hotel und dem Grand Hotel, dem Segantini-Museum usw. usw. Im Studio in Berlin werden weitere Szenen rekonstruiert und umschliessen die Muottas-Hütte, den Innenausbau des Segantini-Museums, Hotelhalle und Hotelbar, Bierschwemme, Inneres einer Alpbütte usw. In Pontresina wurde bereits ein Skispringen gedreht, ferner wird noch das Diavolezzarennen folgen. Im weiteren spielen sich auch einige Szenen im Fextal ab. ... Die S.B.B., die Rhätische, Bernina-, Chantarella-, Corviglia und Muottas-Muragl-Bahn, die Postverwaltung sowie das Grand Hotel und verschiedene sportliche Vereine haben in richtiger Erkenntnis der grossen und nutzbringenden Reklame für den Kurort St.Moritz der Terra Film Co. grosse Erleichterungen gewährt. Der Aufenthalt erstreckt sich auf vier bis fünf Wochen, wobei die Gesellschaft durch Aufenthalt und durch Belohnung an einheimische Skifahrer und Träger eine währschaftige Summe guten Schweizergeldes in St.Moritz liegen lässt. Ich bin sicher, dass die Einwohner von St.Moritz mit mir sind, wenn ich der Terra Film Co. meinen Dank dafür ausspreche. Die Bevölkerung verfolgt die unternommenen Arbeiten mit Interesse, und auch unsere Gäste nehmen regen Anteil daran.»⁴²

42 Es gab allerdings auch Stimmen, die am Titel des Films Anstoss nahmen, da «man in gewissen Kreisen unserer Hotellerie der Auffassung zu sein [schien], dass die Heranziehung von St.Moritz mit seinem hochflutenden gesellschaftlichen Leben nur allzu sehr dem in erster Linie aus dem Filmtitel hervorstechenden Konkurrenzort Pontresina zugute kommen würde. Daher auch die vielfache Skepsis gegenüber dem Unternehmen selbst. Der nun im «Illustrierten — Film Kurier» erschienene Prospekt des Films ist jedoch dazu berufen, Bedenken jener Art restlos zu zerstreuen.» (eP, 7. Juni 1934) Dass St.Moritz so eifersüchtig darauf bedacht war, in den Genuss der Werbung zu kommen, die es sich von den hier gedrehten Filmen versprach, lässt sich unter anderem damit erklären, dass die Gemeinde bisher fast ausschliesslicher Drehplatz für Spielfilme im Engadin gewesen war. Ein Jahr zuvor hatte eine andere Equipe in St.Moritz gefilmt: «Seit acht Tagen weilen Operateur Vich und Aufnahmeleiter Schorsch von den A.-G.-Filmfabriken in Prag-Barrandov in St.Moritz, um die passenden Partien für die Aussenaufnahmen des Filmes 'Wolga in Flammen' zu suchen. Die Regie dieses grossangelegten Filmes führt Regisseur Tourjanski ... Das Ensemble ist gestern nachmittag eingetroffen und hat im Hotel Steffani Quartier bezogen.» (eP, 30. November 1933) Und schon zwei Tage später kündete die Engadiner Post Aussenaufnahmen für einen weiteren Film in St.Moritz an: «Wie die deutsche Presse berichtet, bereitet die UFA eine musikalische Abenteuer-

Allerdings gab es mindestens ein Beispiel einer filmischen Darstellung des Engadins, das auch Widerspruch auf sich zog. Der als Einstieg in diesen Text dargestellte studentische Protest gegen den Film 'Der König der Bernina' bedrohte das Gefühl der Integrität engadinischer Landschaften, Dörfer und ihrer Bewohner wohl gerade deshalb, weil nicht der Tourismus sein Gegenstand war.

Die Bewohner des Engadins waren unterschiedlich stark in eine Gesellschaft integriert, die, so wie sie funktionierte, zwar nicht ohne den Tourismus, die Präsenz der Gäste und die Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Hotellerie darstellbar ist. Die engadinische Gesellschaft funktionierte aber dennoch teilweise 'nach innen', unter Ausschluss der 'fremden' Öffentlichkeit. Die alltäglichen Kontakte zwischen den ganzjährig im Engadin wohnenden Menschen auch ausserhalb ihrer Arbeit fanden immer vor dem touristischen Hintergrund des Tals statt, aber sie lassen sich mit dem Tourismus selbstverständlich nicht erschöpfend erklären. Alle Aspekte der engadinischen Gesellschaft und noch die informellsten Kontakte sind auf die wirtschaftlich dominante Hotellerie beziehbar, ohne dass umgekehrt diese allein für die Formen aller engadinischen Geselligkeit verantwortlich wäre. Das individuelle Empfinden konnte die Aktivitäten in Vereinen als Technik des Vergessens verstehen, als Distanznahme von den Zwängen des Erwerbslebens - und das funktionierte auch dann, wenn die Bezüge zur touristischen Alltäglichkeit bewusst in Rechnung gestellt wurden. Ein Informant erinnert sich folgendermassen an die verschiedenen Aspekte der Geselligkeit in lokalen Vereinen:

«Es ist klar, dass, wenn die Hotellerie alles bestimmt, auch die Gespräche in der Familie oder im Restaurant und der Betrieb in den Vereinen durch sie geprägt waren. Aber wenn ich mit meinen Freunden zusammen war, dachte ich nicht daran, nicht immer jedenfalls. Zwar gab es in vielen Vereinen auch Beziehungen, die ausserhalb ebenfalls wichtig waren, aber ich hatte viele Beziehungen zu anderen St.Moritzern, die nicht nur wegen beiderseitiger Interessen bestanden. Zum Teil waren schon Leute, auch Hoteliers, in Vereinen, weil sie sich vielleicht etwas davon erhofften oder sich sogar verpflichtet fühlten, zum Teil machten sie aber auch einfach aus Freude mit. Jäger zum Beispiel muss ja wirklich niemand werden, und die sind auch in einem Verein zusammengeschlossen.»

Die oberengadinische Gesellschaft stellte sich — neben ihrer Ausrichtung auf den Tourismus — auch in Strukturen und Anlässen dar, welche

erikomödie mit dem Titel 'Die Königin von St.Moritz' vor, für deren Regie Erich Engels verpflichtet wurde. Die Aussenaufnahmen des Films werden in St.Moritz gedreht.»

die einheimische Bevölkerung um ihrer selbst willen mobilisierten, die ohne den Tourismus zwar anders ausgesehen, die aber auch ohne ihn existiert hätten. Ein Typ solcher Veranstaltungen waren die Aufführungen von Theaterstücken durch Ortsvereine. Diese Theatertradition war in weiten Teilen Graubündens verbreitet, auch in jenen, welche nicht ein ausgesprochen touristisches Gepräge aufwiesen. Die Schwänke und die ernsteren Stücke, die in St. Moritz zur Aufführung gelangten, wurden hauptsächlich vom Dramatischen Verein gezeigt, aber auch der Gesellenverein oder die Jungen Bündnerinnen präsentierten sich der Gemeinde anlässlich von Veranstaltungen mit kürzeren oder längeren Theateraufführungen. Interessant waren diese Spektakel — die beispielsweise im Kinosaal Scala, im Fall der jungen Bündnerinnen auch im Kulm Hotel stattfanden — den Zuschauern nicht einfach der gebotenen Unterhaltung wegen.

«Diese Theaterstücklein», so berichtet ein Informant, «waren eine der Gelegenheiten, bei der die Einheimischen ganz unter sich blieben. Ich freute mich jeweils sehr darauf. Besonders lustig war es, Leute, die man kannte, in einer Rolle auf der Bühne zu sehen. So ganz anders als im richtigen Leben, oder so ähnlich wie sie sonst auch waren. Ich konnte da immer furchtbar lachen, wenn ich gewisse Leute auf der Bühne sah».

Der Rahmen und die Besetzung der Theateraufführungen gaben der St. Moritzer Bevölkerung die Möglichkeit, sich als Gruppe zu erkennen und eine verbindliche Exklusivität zu verspüren, welche eine Grenze zog zwischen Einheimischen und Fremden. Und da die Stücke alle auf Deutsch aufgeführt wurden, waren es nicht bloss die romanischsprachigen Bewohner der Gemeinde, die in diesen Zusammenhang einbegriffen werden konnten. Verstärkt boten sich solche Gelegenheiten zur Identifikation bisweilen noch durch die Auswahl der gespielten Stücke. Als der Gesellenverein vor der Wintersaison 1936 — immer fanden solche Veranstaltungen ausserhalb der touristischen Hochsaison statt — eine Produktion ankündete, die Graubünden zum Handlungsrahmen hatte, wurde das besonders vermerkt⁴³:

«Es weckt unser Interesse aber in besonderem Masse, weil es in den Bündnerbergen spielt und eine der populärsten Gestalten der Bündnergeschichte zur Darstellung bringt: 'Silvan Colani, den schwarzen Jäger'. Wie die knorrigen, wetterfesten und guten Arven auf unseren Bergen, steht dieser Held und Führer des Volkes inmitten der umwälzenden Ereignisse der letzten Jahre des ausgehenden 18. Jahrhunderts in unserem Kanton, und ebenso fesselnd ist die Figur der Marianne Palux, einer jungen, edlen und mutigen Frau jener Zeit, die in Colanis Leben die

43 Schon 1933 hatte sich der Gesellenverein an Graubünden orientiert, als er das Drama 'Venantius' von Pater Maurus Carnot zur Aufführung brachte (vgl. eP, 4. November 1933).

entscheidende Rolle spielt. Überall klingen bekannte Namen auf: der Schenkenwirt Badrutt, der die gewilderten Gemsböcke schlaue einzubandeln weiss, der Calanda, hinter dem die Sonne untergeht, die mit ihren letzten Strahlen die dramatischen Geschehnisse beleuchtet, die sich vor der St.Luzikapelle, auf dem Montalin und in Chur selbst abspielen. Es wurden zum Teil ganz neue Kulissen geschaffen, um dem eigenen Heimkolorit gerecht werden zu können. Die erste Aufführung findet am nächsten Sonntag statt im Saale unter der katholischen Kirche, die zweite folgt am Sonntag ... in der Scala. Ausserdem wird am Sonntag-nachmittag eine eigene, von den Schulvorständen für alle Kinder genehmigte Kindervorstellung abgehalten.» (eP, 7. November 1936)

Folklore

Solche Darstellungen einer oberengadinischen (und bündnerischen) Eigentlichkeit, die auf vor-touristische Zeiten zurückverweisen, konnten nicht nur anlässlich theatralischer Produktionen vorgenommen werden. Das bäuerliche Jahr war von Festlichkeiten punktiert gewesen, die sich zum Teil in die Epoche der Hotellerie verlängerten, dabei aber auch ihr Verhältnis zum Tourismus darzustellen und neue Akteure — die Zuwanderer, welche im Oberengadin Wohnsitz nahmen — zu integrieren hatten. Der bekannteste engadinische Brauch, Chalandamarz, belegt anschaulich, wie eine solche Tradition als Rückzugsgebiet verstanden werden konnte, in welchem die Bewohner des Engadins und besonders die Romanen sich finden und sich ihrer selbst versichern konnten.⁴⁴ Er belegt aber auch, wie dieselbe Tradition auf den touristischen Rahmen, in dem sie stattfand, Rücksicht zu nehmen hatte, wie sie teilweise sogar im Hinblick auf diesen gestaltet wurde. Die Steigerung der touristischen Attraktivität des Engadins durch Rückgriffe auf die einheimische Kultur war nicht wichtig, in St.Moritz wurde das Frühlingsfest jedenfalls so durchgeführt, dass es das touristische Umfeld nicht störte. Immerhin wurde der Anlass von 1935 in der lokalen Zeitung mit einer Mitteilung des Pressedienstes der Schweizerischen Verkehrszentrale angekündigt und erklärt. Nachdem sie eine Beziehung zum römischen Kalender hergestellt hatte, schildert sie den Ablauf des Brauchs folgendermassen:

«Zum Lärm-Konzert und Lärm-Umzug findet sich im Engadin und Puschlav, im Münstertal und Bergell, im Ober- und Unterhalbstein die

⁴⁴ Anzumerken ist hier allerdings, dass Chalandamarz nicht in allen Gemeinden des Engadins gefeiert wurde. Celerina musste dank den erfolgreichen Bestrebungen eines pietistischen Pfarrers seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf diese soziale Ankündigung des Winterendes verzichten und kam erst 1968, nach einem Beschluss der Gemeindeversammlung, zu einem Versuch, sich der übrigen engadinischen Tradition wieder anzuschliessen (vgl. Ganzoni 1982:140f).

halbwüchsige Jugend männlichen Geschlechts in aller Frühe auf dem Dorfplatze ein, um mit riesengrossen Kubglocken und Plümpen (romanisch: talocs, zampuogns), die in ihrer Lärmwirkung noch durch raselnde Schnarren und knallende Peitschen unterstützt werden, den Winter zu verjagen und den Frühling einzuläuten (romanisch: sclingiar aint la prümavaira). Da sich der Winter um diese Zeit in Rätiens Hochtälern noch als unumschränkter Herrscher fühlt, werden die tönenden und klingenden 'Waffen', die an Lederriemen um den Hals hängen und beim Lauf auf der Brust kräftig baumeln, zäh und ausdauernd, im Untere Engadin oft während mehr als drei Tagen geschwungen. Aus dem Munde der Buben und Burschen ertönt dabei als gellender Chorruf oder Chorgesang der auf Wachstum und Fruchtbarkeit binzielende Zauberspruch: «Chalanda Mars, Chaland'Avrigl, Lachè las vacbas our d'uigl, Cha l'erba crescha E la naiv svanescha!» (deutsch: «Erster März, erster April, lässt die Kübe aus dem Stall, auf dass das Gras wachse und der Schnee verschwinde!») Reichlich gesammelte Gaben in Form von Gebäck, Kastanien und Nüssen, die in den Häusern ersungen oder durch Spruch, Gedicht oder Rede erworben werden, verschwinden im Beutesack, um dann zu guter Letzt beim gemeinsamen Schmause Freude zu spenden. ... In den Raufereien, die sich die Bubenschaft benachbarter Dörfer beim Frühlingseinläuten liefern, dürfen wir wohl die entartete Form von besonders Frühlingsspielen erblicken, in denen der Jahreszeiten-Mythus durch den rituellen Zweikampf zwischen Sommer und Winter dramatische Gestaltung erfährt.» (eP, 28. Februar 1935)

In St.Moritz war nicht viel von dieser Wildheit zu spüren, wenn die Zeitung im voraus einen detaillierten Plan des Ablaufs des Frühlingfestes abdrucken konnte, und wenn die gesammelten Gaben nicht mehr alle dem direkten Konsum zugeführt, sondern zum Teil für einen didaktischen Anlass aufgespart werden sollten. Die Gliederung der Knaben in einer Altershierarchie mit Chargen wie 'Sennen' und 'Stiere', die in allen Gemeinden des Engadins üblich ist, war zwar ebenfalls eine Zählung von Chalandamarz, aber eine, dank der das Fest überhaupt erst seine Form fand. Der von Erziehern und von der Öffentlichkeit verordnete Ablauf war anderer Art, denn er hatte seine Begründung in dem Bedürfnis, den touristischen Alltag durch nichts stören zu lassen, auch wenn die Hochsaison anfangs März schon vorbei war:

«In vier Herden aufgeteilt, mit je einem kostümierten Sennen an der Spitze, werden [die Buben] im Laufe des Vormittags das Dorf, am Nachmittage das Bad besuchen, um Geldgaben für die Schulreiskasse zu sammeln. Ein Schülerchor der oberen Klassen wird mit einigen romanischen und deutschen Liedern den Dank der Schule allen gütigen Spendern gegenüber abstaten. Gesungen wird um 11.00 Uhr im Dorf auf dem Postplatz und um 11.30 in St.Moritz-Bad (Nähe Hotel Edelweiss). Die Aussenquartiere von St.Moritz, die für die schwerfälligen Herden zu

abgelegen sind, werden den Besuch der Alpfuhrleute erhalten. Nur diese sowie die vier Sennen sind berechtigt, Geldgaben in Empfang zu nehmen. Die Begleiter der Sennen, die 'Stiere', sammeln in ihren hölzernen Melkeimern das 'Futter' für die hungrige Herde. Man bittet, nur frische Esswaren verabfolgen zu wollen, die nötigenfalls in die Hosentaschen gesteckt werden können; dagegen möchte man von Rauchwaren und alkoholischen Getränken gefl. absehen.» (eP, 29. Februar 1936)

Dass die Art der Gaben festzulegen versucht wurde, zeigt einen weiteren Aspekt der Reglementierung des Festes. Allerdings funktionierte diese nicht durchgehend. Ein Gewährsmann bestand rückblickend auf dem Recht auf Tabakgenuss anlässlich des Chalandamarz: *«Und dann wurde auch geraucht, das war wichtig. Uns wurde zwar speiübel, aber das gehörte einfach dazu, dass man rauchte, auch wenn die Lehrer und der Schulrat das zu verbieten versuchten.»*

Chalandamarz war ausserdem einer der Anlässe, welche die romani-sche Sprache wenigstens in Versatzstücken und dank einiger Lieder in St.Moritz öffentlich darstellten, daran erinnerten, dass hier einst eine Sprache dominiert hatte, die unterdessen bloss noch von einer Minderheit gesprochen wurde. Gleichzeitig war das Fest aber auch eine der Gelegenheiten, die eine Integration verschiedener Bevölkerungsgruppen ermöglichte: Wenigstens die männliche schulpflichtige Jugend nahm unterschiedslos am lärmigen Gang durch das Dorf teil. Bedingung für das Mitmachen war einzig die Schulpflicht in St.Moritz. Und wahrgenommen wurde die männliche Jugend bei ihrem gemeinsamen Auftreten in den Strassen der Gemeinden nicht nur von den Bewohnern des Ortes, sondern auch von den Touristen:

«Wir Einheimischen, die den altvertrauten Brauch Chalandamarz kennen und lieben, wussten gar wohl Bescheid, doch mag mancher fremde Gast verwundert ans Fenster des Hotelzimmers geeilt sein und den Aufzug unserer Schuljugend angestaunt haben. Als dann um 11 Uhr vormittags die Kinder wie ein drängender Bergbach dem Schulhaus entströmten, da stand schon eine barrende Menge davor. Es wurde gefilmt und geknipst von allen Seiten, erst recht, als die Schüler sich zur malerischen Gruppe aufstellten und zu singen anhuben.» (eP, 2.März 1939)

Die Feriengäste waren damit mindestens passive Teilnehmer am Chalandamarz. Ausser der Rolle der Zuschauer und Photographen spielten sie aber auch jene der Spender: *«Die Touristen, denen wir begegneten, gingen wir manchmal auch um eine Gabe an. Denen machten wir rasch klar, was wir wollten. Und etwas anderes als Geld konnten die ja nicht geben. Obwohl wir wussten, dass wir bei den Fremden nicht hätten betteln dürfen.»* So erinnert sich ein St.Moritzer,

der allerdings betont, dass das Sammeln von Geld und Esswaren ihm weniger wichtig gewesen sei als die Möglichkeit, lärmend durch die Gemeinde zu ziehen. Genau erinnert wird ausserdem die Aufregung vor dem 1. März, bei den Bemühungen, zu einer Schelle zu kommen für den Umzug. Aus einem anderen Dorf wird berichtet, dass Chalandamarz eine der Gelegenheiten war, zu welchen einige der Hotelhallen sich auch den einheimischen Kindern öffneten: *«Wir wussten, in welche Hotels wir hineindurften, um Lärm zu machen. Bei anderen war das streng verboten.»* Der Tourismus duldete Chalandamarz oder präsentierte ihn als ein Stück Lokalkolorit, das zwar kontrolliert werden musste, an dem sich mindestens ein Teil der Gäste aber auch erfreuen konnte. Darüberhinaus stellte er dem jugendlichen Brauchtum auch Raum zur Verfügung: Der abendliche Tanz für die Kinder, welcher in den meisten Engadiner Gemeinden zu Chalandamarz gehörte, fand unter der Aufsicht von Erziehern und Behörden statt und ging bisweilen in Hotelsälen über die Bühne. In Samedan wurde für den Anlass der Gemeindesaal frei gemacht:

«Wohlweislich lässt der Schulrat zu diesem Sonntagsereignisse je am ersten Märzsonntage nur Eltern, Vormünder oder kartenlösende Interessenten zu, — sonst 'wer zählt die Völker, nennt die Namen?' Auch letzten Sonntag war wieder Hochbetrieb im Gemeindesaale, und das ganze Festprogramm der Schülerschaft, zusammen mit dem bis abends 11 Uhr dauernden Ball, fand flotte und unterhaltsame Abwicklung. Dieses grosse Jahresfest der Samadner Kinderwelt will niemand missen, - wehe dem, der daran rütteln wollte. «Il luf il sbluotta», biesse das entrüstete Anathema! So verbrachten Schülerschaft, Lehrerschaft, Eltern und Schulräte einen schönen Sonntag im Dienste unserer Volkssitten.» (eP, 11. März 1939)

Die romanische Bevölkerung von St. Moritz machte im selben Jahr aus dem Kinderfest noch etwas anderes: Unter dem Eindruck der Erhebung des Romanischen in den Status einer Landessprache vom vorangegangenen Winter nutzte sie Chalandamarz als Gelegenheit, sich zusammenzufinden, um dem Gefühl des Zusammenhalts frönen zu können und sich als Gruppe von den übrigen Einwohnern der Gemeinde zu demarkieren. Nicht mehr eine möglichst grosse Integration war hier beabsichtigt, sondern die Stärkung einer sprachlich und historisch sich legitimierenden Minderheit:

«Die 'Mezza saira' ..., abgehalten im Hotel Steffani, kam bei glänzender Beteiligung zur Durchführung und trug ganz den Stempel eines fröhlich-ungezwungenen familiären Zusammenseins. Die lebenswürdige Aufnahme im Hotel Steffani, die sympathisch zum Anlass passende Musikkapelle Corviglia, an die Seppli-Musik der guten alten Zeit erinnernd, die schönen Engadiner-Trachten der Damen, an die Zeiten unse-

rer Vorfahren gemahnend, der exquisite 'café da mezzanot', alles trug dazu bei, einen guten Kontakt unter den Erschienenen herzustellen und die rechte Fröhlichkeit einer «saireda romountscha» aufleben zu lassen. Herr Hans Badrutt biess die Versammlung mit markanten Worten herzlich willkommen und beschenkte sie mit dem Vortrag von Poesien engadinischer Dichter, insbesondere solcher, die in St.Moritz geschrieben und geschaffen haben. ... Es handelte sich nicht eigentlich um einen Ball, sondern um das Wiederauflebenlassen der alten Engadiner Bräuche. Auch vom Gemeinderat waren Mitglieder eingeladen, mit Freude wurde die Anwesenheit von Herrn Dr. Suter begrüsst. Auch Dr. Oscar Bernhard beehrte den Anlass mit seinem Erscheinen. Dieser Beweis der Sympathie für die Sache wurde ganz besonders herzlich vermerkt. Die Romanen von St.Moritz werden nun jedes Jahr einen Chalanda Marz-Ball begeben, für den der erste Sonntag im März vorgesehen ist.» (eP, 11. März 1939)

Ein solcher Schwung war offensichtlich in die romanische Sache gekommen, dass gleich weitere Anlässe geplant wurden, welche den Zusammenhalt unter den Romanen noch stärken und zur Bewahrung ihrer Sprache beitragen sollten: *«Das Komitee verdient Dank für seine flotte Arbeit, hauptsächlich Frau Petitpierre-Bernhard, die rührige Initiantin der Veranstaltung. Es sei an dieser Stelle vermerkt, dass das Komitee einen Romanischen Zirkel gründen wird, in dessen Schoss von Zeit zu Zeit Referate in romanischer Sprache gehalten werden.»* Diese Ankündigung vermerkte allerdings auch, dass es dabei nicht *«um eine Loslösung der romanischen von den anderen Miteidgenossen [gebe], im Gegenteil, wir wollen unsere liebe Sprache und unsere schönen alten Bräuche pflegen und ehren, damit nichts der Vergessenheit anheimfalle.»* (eP, 11. März 1939) Der defensive Ton der Berichterstattung ist zu verstehen als Reaktion auf Stimmen in St.Moritz, welche den romanischen Alleingang kritisch beobachteten. In der Engadiner Post vom 16. Februar hatte ein Leserbriefschreiber gefragt, warum die Romanen denn unter sich bleiben wollten, wo denn im Zeichen der geistigen Landesverteidigung die Solidarität gegenüber den nicht romanischsprechenden Miteidgenossen bleibe, da ja eben diese *«freund-eidgenössisch ... die Hand geboten»* hätten, indem sie eine weitere Landessprache zuliessen.

Der romanische Versuch zur Belebung regionaler Traditionen war durch eine Bekanntmachung in der Presse gestartet worden, die sehr selbstbewusst getönt und deshalb zur misstrauischen Reaktion von deutschschweizerischer Seite geführt hatte. Aufgerufen worden waren *«alle alten Familien von St.Moritz sowie ... die neueren Ansässigen romanischer Sprache»* zu einer *«Organisations-Versammlung zwecks*

Organisation einer Schlitteda mit Chalandamarz-Ball. (eP, 7. Februar 1939) Die Schlitteda fiel dann zwar dem schlechten Wetter zum Opfer, der Plan zu einer gemeinsamen Schlittenfahrt durch das Dorf und die umliegenden Gemeinden stellt aber einen wichtigen Teil des Rückgriffes auf vor-touristische Traditionen des Oberengadins dar. Was deutschsprachigen Bewohnern des Tals allenfalls als Desolidarisierung vorkommen konnte, war den Romanen gerade eine Stärkung nationaler Tugenden: indem sie sich über ihre Sprache und eine Aktivierung lokaler Traditionen definierten, nahmen sie beispielsweise Stellung zu politischen Stimmen aus Italien, welche sie genau ihres Idioms wegen aus dem schweizerischen Zusammenhang herauszulösen versuchten. Auf lokaler Ebene konnte das, was bezüglich der nationalen Verhältnisse Solidarität bezeigen sollte, die Besinnung auf 'Eigenes' und die Absage an 'Fremdes', aber von Nicht-Romanen als Rückzug empfunden werden, als Segregation einer zum Teil sehr privilegierten Minderheit, die sich ob der drohenden politischen und wirtschaftlichen Verschlechterungen abschottete und interne Kohärenz demonstrierte. Als sechs Jahre zuvor nach längerem Unterbruch zum ersten Mal wieder eine St.Moritzer Schlitteda durchgeführt worden war, hatten noch keine Bedingungen sprachlicher Art oder ein bestimmtes Bürgerrecht die Beteiligung eingeschränkt.

Die Bezüge auf die Vergangenheit waren zwar schon damals ausgiebig hergestellt worden⁴⁵, das Unterfangen war aber von einer Gruppe organisiert worden, die sich eher durch sozialen Status als durch eine gemeinsame Muttersprache auszeichnete: Der Reit-Club von St.Moritz verfolgte ausserdem mit seiner Schlitteda Ziele, die nicht nur die Einheimischen betrafen, sondern auch die Gäste im Visier hatten. Die Schlitteda war schon dadurch in den touristischen Zusammenhang eingespannt, dass die Fuhrhaltereien Conrad, Mathis und Degiacomi die nötigen Pferde zur Verfügung stellten; dann war sie aber auch — anders als kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges — sofort und ausdrücklich daraufhin geprüft worden, wie sie von den Gästen aufge-

45 <... galt es doch, die Schlitten und persönlichen Ausrüstungen aus all ihren verborgenen Winkeln alter Engadiner Häuser hervorzugraben, zu sammeln und zu equipieren. Bewährte Routiniers standen aber der Sache zu Gevatter, und damit war für ihr gutes Gelingen bereits die beste Gewähr geleistet. ... Das weitgehendste Entgegenkommen des Herrn Gaudenz von Planta in der freundlichen Überlassung von alten Engadinerschlitten, und darunter wahre Prachtsmodelle, sei gleich eingangs nebst demjenigen all der übrigen Gönner mit besonderer Freude erwähnt und auch gebührend verdankt. So liessen sich gegen 30 echte Engadinerschlitten aus Urgrossvaters Zeiten, denen sich noch eine Anzahl weiterer Gruppen aus dem Volksleben anschlossen, zusammenfinden und bemannen. ... Ganz besonders darf es der Engadiner seinem Sinn und Verständnis für die Kultur seiner Väter verdanken, wenn es ihm in dem Ausmasse wie hier gelingt, stets wieder wahrheitsgetreue Bilder aus vergangener Zeit auferstehen zu lassen.> (eP, 7. März 1933)

nommen würde: *«Der nicht enden wollende Zug setzte sich pünktlich zur festgesetzten Zeit ... in Bewegung und wurde überall durch dichtgedrängte Zuschauerreihen bewundert und bestaunt. Namentlich den noch zahlreich anwesenden Gästen muss er in kulturhistorischer Hinsicht eine wahre Augenweide bedeutet haben...»* Explizit wurde dann auch eine touristische Nutzung der Schlittenfahrten bedacht:

«Von verschiedener Seite wurde uns dabei die Frage nahegelegt, ob nicht eine gemeinsame 'Schlitteda engadinaisa' in noch höherem Masse dazu geeignet wäre, das Kulturbild zu vervollständigen und sich somit für alle Zukunft als eine auch propagandistisch zu erfassende grosse Engadiner Angelegenheit zu behaupten. Sie ist zum mindesten des Studiums wert. ... Möge es ... [der Schlitteda] vergönnt sein, sich, sei es nun selbständig oder dann im Rahmen einer grösseren Engadiner-Angelegenheit, für alle Zukunft als spezielle Attraktion zu behaupten.» (eP, 7. März 1933)

Noch deutlicher als Chalandamarz bildeten die Schlittedas eine Tradition, die nicht von Jahr zu Jahr selbstverständlich funktionierte, sondern die von ihren Trägern belebt, neu organisiert und definiert werden musste, um Bestand zu haben. Ausserdem waren die Schlittedas nicht eine allgemeine Tradition gewesen, sondern ein Privileg der lokalen Oberschicht, an Pferde- und Schlittenbesitz gebunden. Dass sie jetzt — als das Auto zur Alltäglichkeit und auch im Winter immer mehr zum wichtigsten Transportmittel geworden war — überhaupt noch durchgeführt werden konnten, dass die notwendigen Schlitten und Pferde zur Verfügung standen, verdankten die Initianten der Wiederbelebungsversuche der touristischen Infrastruktur. Ohne die Pferde und einige Schlitten der Transportunternehmungen wäre eine St.Moritzer Schlitteda gar nicht mehr zu veranstalten gewesen. Dasselbe touristische Gewerbe gab den winterlichen Ausfahrten aber auch eine neue Qualität: Nicht bloss einige Schlitten machten sich auf den Weg über die schneebedeckten Wiesen und Strassen in die anderen Dörfer, es wurde ein richtiger Umzug veranstaltet, welcher neben der Freude der Teilnehmer auch die Bewunderung der Zuschauer beabsichtigte. Es liess sich hier nicht mehr trennen zwischen der Darstellung traditioneller einheimischer Kultur und bewusst zu touristischen Zwecken eingesetzter Folklore. Die Schlittedas vermochten beides zugleich: den teilnehmenden Einheimischen diesen Status zu bestätigen und sich den Hotelgästen als attraktive Erinnerung an ihre Ferien einzuprägen. Weil das öffentliche Leben in den Touristenorten sich immer auch unter den Augen von Kunden abspielte, wurde es immer — mehr oder weniger bewusst — auch auf diese ausgerichtet, an deren vermutete Bedürfnisse angepasst. Noch wenn die Versuche zu einer Aufnahme vor-touristi-

scher Traditionen die Darstellung der Separation zwischen Einheimischen und Gästen zum hauptsächlichen Ziel gehabt hätten, wäre mit diesen Fremden als Zuschauer zu rechnen gewesen. Vielen Einheimischen stellte sich das Problem einer exklusiven, zurückgezogenen Selbstdarstellung aber gar nicht: der Unterschied zwischen ihnen und den Fremden war ohnehin klar. Ohne zum Folklorismus zu verkommen — davor bewahrte sie der luxuriöse Standard eines wichtigen Teils des oberengadinischen Tourismus — stand die Folklore, wie alle anderen Bereiche des einheimischen Lebens ebenfalls, dennoch in einem unauflösbaren Verhältnis zur Hotellerie.

«Alles hier hat mit dem Tourismus zu tun. Also auch Chalandamarz beispielsweise. Aber ob nun in einem Hotel die Gäste auf dieses Fest aufmerksam gemacht wurden und in einem anderen nicht, das war uns egal. Gäste gabs immer — ausser während des Krieges — und Chalandamarz gab es auch immer. Im Gegenteil. Uns gefiel es, wenn unser Lärm möglichst viel Beachtung fand. Wir hatten deshalb nicht das Gefühl, in die Werbung eingespannt zu sein. Vielleicht waren wir es ja sogar ein wenig. Und vielleicht hätte Chalandamarz hier weniger unter der Kontrolle der Lehrer stattgefunden, wenn der Tourismus nicht so wichtig gewesen wäre. Aber wir blieben. Nur die Gäste gingen wieder.»



Pferde- und Schlittenparade im St.Moritz der Zwischenkriegszeit (Archiv Engadin Press AG, Samedan)



Automobile als Gegenstand öffentlichen Interesses: Wagenparade anlässlich einer St.Moritzer Automobilwoche (1929 oder zu Beginn der Dreissigerjahre) (Schweiz. PTT-Museum, Bern)



Samedaner (?) Knaben posieren anlässlich des Chalandamarz (Archiv Engadin Press AG Samedan)